

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

10. (4. ordentl.) Versammlung des IX. Vereinsjahres

10. (4. ordentl.) Versammlung des IX. Vereinsjahres

Mittwoch, den 31. Oktober 1900, abends 7¹/₂ Uhr
im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel.

Die nachfolgenden Mitteilungen unter A 1—19 rühren von dem Vorsitzenden, Herrn Geh. Reg.-Rat Friedel, her.

A. 1. Der Vorsitzende macht Mitteilung von einem Dankschreiben des Herrn Professors Dr. Alfred Nehring, Direktors der Zoologischen Abteilung des Museums der Kgl. Landwirtschaftlichen Hochschule, als Antwort auf das Beileidsschreiben, welches der Vorstand, anlässlich der durch Gasexplosion angerichteten, leider sehr bedeutenden Schädigung der Sammlungen, an Herrn Nehring gerichtet hatte.

2. Es werden die vier neuesten Nummern der vaterländischen Zeitschrift „Bär“ vorgelegt. Dieselbe nimmt in dankenswerter Weise die Interessen der „Brandenburgia“ wahr und enthält wiederum viele interessante, durch gute Abbildungen unterstützte Beiträge. Die Förderung des „Bär“ wird den Mitgliedern, Gönnern und Freunden in jeder Beziehung warm ans Herz gelegt.

3. „Untersuchung des Berliner Dialekts. Es wird zunächst die geschichtliche Grundlage durch die Durchforschung der niederdeutschen Urkunden und Akten der Stadt Berlin zu legen sein, dann ist das Eindringen des Hochdeutschen in die Geschäftssprache zu beobachten und die etwaige Mischsprache zu verfolgen. Ueberhaupt ist die Berliner Litteratur nach ihrer sprachlichen Seite zu studieren. Hierauf soll der neuere Berliner Dialekt erstens grammatisch, zweitens lexikalisch dargestellt werden. Auf Gliederung nach zeitlichen Abschnitten und nach den verschiedenen Gegenden der Stadt ist zu merken.“

Also lautet eine Preisaufgabe, welche die philosophische Fakultät der hiesigen Universität auf Grund des städtischen Preises von 225 M. lediglich für eingetragene Studierende derselben, Ablieferungstermin bis 4. Mai 1901, gestellt hat.

In den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins No. 10 von 1900 wird auf die grossen Schwierigkeiten zumal für Studierende und angesichts der kurzen Frist aufmerksam gemacht. Indem der Vorsitzende auf die sachgemässen ausführlichen Mitteilungen unseres Mitgliedes Dr. Hans Brendicke a. a. O. S. 120—122 hinweist, schliesst er sich dessen Bedenken vollinhaltlich an.

4. Der neugebildete Rügisch-Pommersche Geschichts-Verein zu Greifswald und Stralsund, welcher Austauschbeziehungen (vgl. Brandenburgia-Sitzung vom 12. Sept. 1900) angeknüpft, übersendet uns den I. Band seiner „Pommerschen Jahrbücher“. Aus dem reichen, zumeist die dortigen Verhältnisse betreffenden Inhalt ist für uns von besonderer Wichtigkeit ein Aufsatz von Professor Dr. Ernst Bernheim-Greifswald: „Lokalgeschichte und Heimatkunde in ihrer Bedeutung für Wissenschaft und Unterricht.“ Der Verfasser fasst von seinem besonderen wissenschaftlichen Standpunkte aus die Heimatkunde als Bestandteil oder Untergruppe der Landesgeschichte auf. Das entspricht selbstredend nicht unserem heimatkundlichen Standpunkt. Uns ist die Heimatkunde vielmehr ein Bestandteil und eine Untergruppe der Landeskunde, dagegen die Geschichtskunde eine Hilfswissenschaft, wie das in unserem Programm gelegentlich der Begründung der „Brandenburgia“ in unseren Satzungen vom 22. März 1892 § 1 deutlich ausgesprochen ist (Brandenburgia I, 1892, S. 2). Lediglich von jener rein geschichtlichen Perspektive des Herrn Professors Bernheim ist es auch erklärlich, dass er bei der Heimatkunde mit keinem Wort der Naturkunde gedenkt, die doch die alleinige und unbedingt allererste Grundlage der Heimatkunde ist. Wie kann denn jemand die Heimat und das Land verstehen, wenn er sich nicht mit der Kunde des Bodens, der Gewächse und der Tiere vertraut macht? Nur dadurch erst wird der natürliche Übergang zum Menschen und zur Erkenntnis seiner geistigen und seiner sonstigen schöpferischen Tätigkeit gegeben. Dies Verhältnis liegt ferner auch selbstverständlich in der Bodenkunde, denn im Diluvium finden wir die ersten sicheren körperlichen Reste des Menschen und seine primitivsten Erzeugnisse. Von dieser Dämmerungszeit des Menschengeschlechts steigt die Heimatkunde aufwärts allmählich in die neuerliche Steinzeit, in die Metallzeit und damit allmählich in die Geschichtszeit. Das ist unser Standpunkt bei dem Studium der Landes- und der Heimatkunde, und diesen werden wir allzeitig unveränderlich festhalten.

Im Übrigen enthält der Aufsatz viel Beherzigenswertes und wir schliessen uns gern dem Schlusssatz (S. 32) an: „In Unterricht und Wissenschaft treffen wir auf dasselbe Verhältnis der Lokalforschung: sie ist auf beiden Gebieten lebhafter als je zuvor in das allgemeine Interesse gerückt und unendlich fruchtbar geworden durch die Berührung mit dem Allgemeinen, durch welche sich ihr neue Aufgaben und Wege erschlossen haben.“

5. Deutsche Geschichtsblätter. Monatsschrift zur Förderung der landesgeschichtlichen Forschung, herausgegeben von Dr. Armin Tille. II. Bd. 1. Heft. Oktober 1900. Diese Zeitschrift, welche sich bereits einer berechtigten Beliebtheit erfreut, vermittelt zwischen der allgemeinen und der örtlich begrenzten Geschichtsforschung,

indem sie den Lokalforscher über die Probleme der allgemeinen Geschichte unterrichtet und den Forscher auf allgemeinen Gebieten davon in Kenntnis setzt, was im einzelnen Falle aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands an gleichartigem Material vorliegt.

Das vorliegende Heft enthält zwei uns besonders angehende Aufsätze. Vom Archivrat Dr. G. Sello-Oldenburg eine mit Bienenfleiss zusammengetragene Übersicht: „Zur Litteratur der Roland-Bildsäulen.“ (Wird fortgesetzt.) Von unserm Mitgliede Professor Dr. Gustav Kossinna: „Eine archäologische Reise durch Teile Norddeutschlands.“ — Betrifft die Museen von Stralsund, Greifswald, Neubrandenburg, Stettin, Danzig, Marienburg, Graudenz, Thorn, Bromberg.

Hinsichtlich der Bevölkerungsverhältnisse bemerkt Kossinna von unserer Gegend: „Die während der Bronzezeit nur zum kleinsten Teile germanische Mark Brandenburg,“ eine Anspielung auf die dakische Bevölkerung, worüber sich Kossinna bei Danzig, Marienburg, Graudenz, Thorn und Bromberg etwas ausführlicher auslässt. Bei der überaus grossen Bedeutung der einschläglichen ethnologischen Fragen für unsere Provinz Brandenburg und da der Herr Verfasser uns auf ein die Heimat betreffendes Werk über die vorgeschichtlichen Perioden und die prae-historischen Völkerschichten in Brandenburg leider noch immer in Hangen und Bangen warten lässt, bleibt mir nichts übrig, als seine bedeutungsreichen kurzen Anführungen wörtlich von S. 23—25 zu entnehmen.

„Das schöne, mit reichen Mitteln ausgestattete und bestverwaltete Danziger Museum zeigt aufs klarste die Ablösung der westgermanischen jüngeren Bronzezeit durch die spezifisch ostgermanische Kultur, wie sie aus den kleinen Steinkisten mit Gesichturnen und ihren Begleiterscheinungen zutage tritt. Alle anderen Kulturen und Perioden verschwinden in diesem Museum neben der Fülle der von mir auf die Jahre 800—400 v. Chr. festgelegten Zeit der ersten Besitznahme des Gebietes zwischen Weichsel und mittlerer Oder durch die Ostgermanen und zwar die Wandalen (nicht Goten wie bisher voreilig stets als zweifellos hingestellt worden ist). Das Schloss Marienburg beherbergt die namentlich für die ostpreussische Vorgeschichte wertvolle Sammlung des Herrn Blell-Tüngen (jetzt Gr.-Lichterfelde), während das kleine, aber schöne Graudenzener Museum ausschliesslich der Latène- und der sogenannten römischen Kultur der Ostgermanen des Weichsellandes gewidmet ist, jener Kultur, die westwärts nicht ganz an die untere Oder reicht, südwärts aber noch fast die ganze Niederlausitz, Posen, das nördliche Sachsen und Nord- und Mittelschlesien gewonnen hat und in Galizien bis an den Dniester zu verfolgen ist. In eine ganz andere Welt kommen wir dagegen in Thorn (1. Städtisches, 2. Polnisches Museum) und Bromberg: neben der schon spärlicher werdenden Gesichturnenkultur zeigt sich sehr auffallend ihr ungermanischer Vorgänger, die karpodakische Bevölkerung der posensch-schlesisch-lausitzisch-sächsisch-nord-böhmischen Urnenfelder (Buckelurnen und ihre Weiterentwickelungen

neben eigenartigen Bronzesachen), die über Galizien nach Ungarn (Dakien) die Bruderhand ausstreckt, ihre Nordgrenze an den sumpfigen Niederungen findet, die die Netze begleiten, und nun an den Netzequellen vorbei bis an die Weichsel dringt und drüber hinaus das Culmer Land besetzt. Unter ihrem Einflusse hat sich im östlichen Ostpreussen in der älteren Bronzezeit ein selbständiger, allerdings nicht kräftiger Ableger wohl aistischer Kultur mit wenigen germanischen Nebenbeeinflussungen herausgebildet, während die noch spärlichere Ausbreitung und Stärke zeigende westpreussische ältere Bronzekultur (links der Weichsel) vor der westgermanischen (1100—800 v. Chr.) Invasion ein ganz charakterloses Gemisch teils germanischer, teils karpodakischer Herkunft aufweist.

Ein ganz anderes Bild boten die archäologischen Verhältnisse westlich der Elbe, wo ich die Museen zu Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Bremen, Oldenburg, Emden, Clemenswerth, Osnabrück, Münster, Dortmund, Duisburg, Düsseldorf, Bonn, Trier, Oberlahnstein, Wiesbaden, Mainz studierte. Wie im westlichen Brandenburg, so ist auch in der ganzen Provinz Sachsen, in Braunschweig, im östlichen und nördlichen Hannover, wie in Oldenburg, bis an die nordwestliche Grenze Westfalens die Frühlatènezeit und die ihr voraufgehende Eisenzeit (etwa 600—300 v. Chr.) in zusammenhängenden Gräberfeldern geradezu massenhaft vertreten, zahlreich und auch in sich zusammenhängend die drei Latèneperioden (400 bis Christus). Die überaus reiche Bronzekultur des östlichen Hannovers und des nördlichen Teils der Provinz Sachsen zeigt echt nordisch-germanischen Charakter, doch mit einer merklichen Schattierung süd- und westdeutschen Einflusses, der teilweise von Südwesten durch Hessen, mehr noch aber über Thüringen den prähistorischen Kulturfluss der Germanen, die Saale, herabgekommen ist. Denn längs der Saale, d. h. auf ihrem linken Ufergebiet, und nicht längs mittlerer und oberer Elbe, wie die Archäologen, namentlich die Erforscher des urzeitlichen Bernsteinhandels einschliesslich Undset, Montelius und Ols-hausen, immer von neuem behaupten, ist während der Bronzezeit der Weg von dem germanischen untern Elblande nach dem Süden über Franken, Oberpfalz nach der Donau zu gewesen, da die Gegenden des südlichen Brandenburgs und der südöstlichen Provinz Sachsen sowie das Königreich Sachsen verhältnismässig spät und zwar von Schlesien aus besiedelt wurden und hierin, nach Südosten, nicht aber nach Norden, auch fernerhin ihre Beziehungen behalten. Böhmen aber hat seine Verbindungen in der älteren Bronzezeit nach dem Süden und nach Westen, und erst in der jüngeren Bronzezeit wurde sein nördliches Gebiet, wie erwähnt, der karpodakischen Kultur Schlesiens—Sachsen angegliedert.“

Ich verweise nochmals auf diese bedeutsamen Ausführungen unseres Mitgliedes Prof. Dr. Kossinna, welche fortan von jedem heimatkundigen Vorgeschichtlichen beachtet und geprüft werden müssen. Vgl. dazu die folgende Nummer 6.

6. Wanderungen und Siedelungen der Germanischen Stämme in Mittel-Europa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Grossen. Auf zwölf Kartenblättern dargestellt von

Roderich von Erckert, Kaiserlich Russischem Generalleutnant a. D. Berlin 1901. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Kochstrasse 68—71.

In dem Vorwort zu dem prächtigen Kartenwerk unseres hochgeschätzten Mitgliedes sagt Prof. Johannes Ranke-München: „Wir dürfen das Werk v. Erckerts als ein Quellenwerk ersten Ranges bezeichnen, es ist dadurch eine Grundlage geschaffen worden, auf welcher weiter gebaut werden kann, und das Werk trägt selbst die lebendigen Keime, die lebensfähigen Triebe zum Fortwachsen in sich. In dieser Form war bis jetzt nichts Entsprechendes veröffentlicht.“ —

„Möge dies eigenartige Werk, welches Herr General v. Erckert zunächst dem deutschen Volke als eine kostbare Gabe zur Jahrhundertwende darbietet, überall, bei uns wie bei den Nachbarvölkern die gute Stätte finden, die es so reichlich verdient; möge die Treue, Sorge und Mühe, die Zeit und Arbeit, welche in freudiger selbstvergessender Begeisterung für die grosse Aufgabe dem Werke gewidmet wurden, in einer hohen Schätzung durch die mitstrebenden Zeitgenossen den Lohn finden; möge es überall da mit Freude und Dank aufgenommen werden, wo nationaler und historischer Sinn mit den ältesten Denkmalen der Geschichte und Vorgeschichte sich befasst, und möge es ihm beschieden sein, der hohen Aufgabe immer mehr Freunde und Arbeiter zu gewinnen.“

Unsere „Brandenburgia“ schliesst sich diesen warm empfundenen Worten herzlichst an.

In der Einführung sagt der Verfasser von seinem Lebenswerk u. A. bescheiden:

„Das hohe Lebensalter des Verfassers erlaubte nicht, bis zur Wende des Jahrhunderts einen entsprechenden Text dem Atlas beizugeben, um nicht die Arbeit ins Ungewisse hinauszuschieben. Charakteristische erläuternde Bemerkungen sind auf den Karten selbst beigelegt.“

„Der Verfasser versagt es sich, von den grossen Schwierigkeiten zu sprechen, welche die Arbeit in so vieler Hinsicht begleiteten; er wollte nur möglichst Richtiges, Charakteristisches zur einfachen Anschauung bringen, um dem gebildeten Publikum Verständnis und Interesse am Gegenstand der Arbeit zu erwecken. So möge dieselbe sich nachsichtiger und teilnehmender Aufnahme erfreuen und mehr nach dem Wollen als nach dem Können des Verfassers beurteilt werden.“

In der richtigen Erkenntnis, welche sich langsam aber stetig verbreitet, dass die Germanen nicht von Asien hereingewandert, sondern, wie schon Tacitus *Germania* cap. II (*Ipsos Germanos indigenas crediderim*) sagt, autochthon sind, stellt die erste Karte die zweite (grösste) und die dritte Eiszeit dar. Die älteste germanische Bevölkerung dürfte bereits in der letzten Zwischeneiszeit vorhanden gewesen sein und sich von den ersten Zeiten nach der letzten Vereisung und Abschmelzung bis

in die neolithische Zeit und von dieser weiter in die Metallzeit fortgepflanzt haben.

Auf Karte II: indogermanische Völker in Europa zu Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. verzeichnet Erckert in der Nieder-Lausitz Karpaten-Daken (Karmo-Daken), zwischen der Weichselmündung bis zur Einmündung der Havel in die Spree Ostgermanen (Burgunder), an der Havel und unteren Elbe Westgermanen. Auf Tafel III: ungefähre Ausbreitung der Germanen und Kelten in Mittel-Europa vom 6. bis 2. Jahrhundert v. Chr. Befestigung der germanischen Bevölkerung und allmählicher Rückzug der karmo-dakischen Kultur. Tafel IV: Germanen in Mittel-Europa um das Jahr 60 v. Chr. Langobarden und Suebische Semnonen im grössern Teil der Provinz Brandenburg, beide Oder-Ufer aber ostgermanisch (Burgunder — Wandalen). Tafel V: (Germanen um 150 n. Chr.) zeigt für unsere Heimat keine Veränderung nach Süden und Südosten, aber Böhmen, Pannonien und das Karpathengebiet germanisiert. Tafel VI giebt die Ptolemaeische Karte von Gross-Germanien nach dem Text der Müllerschen Ausgabe, Paris 1883. (Die Geographie des Ptolemaeus erschien um 170 n. Chr.) Tafel VII enthält vier Kärtchen der Wander- und Kriegszüge germanischer Völker bis 1066 n. Chr. — Tafel VIII um 300 n. Chr.: Das rechte Oderufer ist geräumt. Die Slaven erscheinen an der Weichsel, den mittleren Lauf bis zum rechten Ufer besiedelnd. In der Niederlausitz ist die germanische Bevölkerung in der Auflösung. Südlich der Havel Sueben im engeren Sinne (Semnonen nach SW. als Juthungen gewandert), nördlich der Havel Brenten. — Tafel IX um 400 n. Chr.: Die Slaven bis zur Prosna vorgedrungen. Die Germanen im Lande zwischen Oder und Havel bzw. Elbe, soweit brandenburgisch, in der Auflösung. Tafel X nach dem Jahre 500 n. Chr.: Die Slaven bis zum rechten Oderufer. Die germanische Bevölkerung der Provinz Brandenburg in völliger Auflösung. Tafel XI nach dem Jahre 600 n. Chr.: Die Slaven bis zum rechten Ufer der Elbe und Elb-Saale, im Süden bis zu den Main-Quellen und der fränkischen (Main-)Saale. Tafel XII um 814 n. Chr.: grösste Machtentfaltung der Slaven jenseits der Elbe. Von da ab kommt das Slaventum zum Stehen und die Rückwanderung des Germanentums, die Verdeutschung des Wendengebietes setzt langsam ein.

7. Über die Saalburg-Feier, welche ich, auf Allerhöchsten Befehl eingeladen, am 11. Oktober 1900 mitgemacht habe, erlaube ich mir in der Kürze folgendes zu berichten: Ich lege Ihnen, wie ich dies bereits in der Sitzung vom 9. Mai 1900 (S. 98 unter 5) gethan, L. Jacobi: Das Römerkastell Saalburg bei Homburg vor der Höhe (1897), 1 Textband und 1 Tafelband, nochmals vor, indem ich auf die Nrn. 5 u. 6 (namentlich die V. Erckertsche Karte) verweise, welche das viele Meilen lange, gewaltige römische Bollwerk gegen Deutschland, den Limes

Romanus deutlich erkennen lässt. Damals war Germanien durch römische Überkultur wie später durch slavische Unkultur in seinem volkstümlichen Wesen bedroht. Seit dem Schwinden der gallorömischen Latène-Kultur wird Germanien, auch soweit es römische Fasces und Adler nicht gesehen, mit Tauschartikeln aus den römischen Provinzen und römischen Grenzlanden, zu denen die Taunusgegend mit dem Römerkastell der Saalburg gehört, überschwemmt. Mit Recht hat unser Kaiser, indem er bei den drei Hammerschlägen für das künftige Saalburg-Museum eine Ansprache innerhalb des Praetoriums hielt, darauf hingewiesen, dass, wenn die Römer auch unserer Altvorderen Feinde waren, wir ihnen immerhin die erste abendländisch-klassische Kultur verdanken und dass er in diesem Sinne das alte Römerkastell wieder aufbauen und dem Kaiser Antonius Pius (138—161 n. Chr.), einem der besten römischen Kaiser, der auch die Christenverfolgungen, so viel er konnte, verhinderte, aussen vor der Porta Decumana ein ehernes Standbild setzen wolle.

Der Gedanke Seiner Majestät, dies Kastell bei dem feierlichen Akte mit römischen Legionssoldaten zu besetzen, wie Sie das aus den wohlgelungenen Momentaufnahmen von Ottomar Anschütz ersehen, wurde vortrefflich ausgeführt und rief ein gewiss höchst naturwahres Bild hervor. Die germanischen Krieger, welche in dem Aufzuge miterschienen, waren, wie regelmässig bei dergleichen Aufzügen, teilweise unchronologisch bewaffnet, sie trugen nämlich teilweise Hallstatt-Waffen, also aus einer Zeit, die viele Jahrhunderte vor Christus liegt, während bei der Saalburg eine Annäherung an die Völkerwanderungsepoche richtiger gewesen wäre. Wir z. B. in der Provinz Brandenburg lernen aus den Saalburg-Funden, in welche Zeit die bei uns vorkommenden ganz gleichartigen Funde gehören, umgekehrt kann der römische Antiquar aus unseren heimatlichen Funden ersehen, wie im übrigen, d. h. von den römischen Tauschartikeln abgesehen, der germanische Mann, die germanische Frau aussah. In jenen Momenten liegt die grosse Bedeutung der Saalburg-Ausgrabungen wie überhaupt der gesamten Limes-Forschung und der Kunde der sogenannten römischen Provinzial-Epoche für die Provinz Brandenburg.

Wenn wir auch nicht alle Daten mehr historisch wieder aufbauen können, so ist doch so viel anzunehmen, dass der Pfahlgraben vom Main bis zum Rhein von Domitian ums Jahr 84, die Saalburg vielleicht etwas früher angelegt wurden. Fünf oder mehr Brandschuttschichten lassen auf Verwüstungen durch die Chatten und Alemannen schliessen. Auf blutige Kriege folgten Zeiten der Wiederherstellung: unter Commodus (180—192), unter Septimius Severus (193—211) und unter Caracalla (211—217), dem ein Teil der bürgerlichen Niederlassungen vor der Veste vielleicht ihre Entstehung verdankt. Unter Alexander Severus (223—235) war die Saalburg in den Händen der Alemannen, unter Maximinus Thrax (235—238), unter Philippus Arabs (244—245), unter Probus (276—282)

in römischem Besitz. Mit dem Ende des 3. Jahrhunderts verfiel mit der gesamten Römerherrschaft die Saalburg; wie ein schlafendes Dornröschen lag sie über anderthalb Jahrtausend unter Dornengestrüpp, Buschwerk und zeitweilig Hochwald versteckt. Erst die neue preussische Herrschaft seit 1866, besonders seit 1871 trat hier ausgrabend und unterhaltend ein.

Kaiser Wilhelm II. beabsichtigt nach Maass der vorhandenen Mittel die Saalburg wieder herzustellen. Zunächst ist die Porta Decumana, das südliche dem Inland zugekehrte Doppelthor wieder hergestellt, vor dessen Mittelpfeiler eine Bildsäule stand, deren Trümmer gefunden sind. In den Langseiten lagen die Ausfallsthore Porta Principalis Dextra und Porta Principalis Sinistra. Das nördliche, dem Feinde zugekehrte Thor hiess Porta Praetoria. Aus den vielen von mir ausgelegten Plänen, Skizzen und Photographien können Sie sowohl den Zustand der Ruinen wie den beabsichtigten Wiederaufbau genau erkennen. Dem von sachkundiger Hand geschriebenen, im August 1900 herausgegebenen Führer „Die Saalburg bei Bad Homburg“ entnehme ich S. 4 noch folgende 2 Notizen: Ausser einer Stelle bei Tacitus (Ann. I. 56) ist bisher kein Anhaltspunkt für die Entstehung des Kastells aufgefunden. Es heisst dort: „Germanicus gab dem Caecina 4 Legionen, 5000 Mann Hilfsvölker und einige in der Eile zusammengebrachte Haufen von den jenseit des Rheines wohnenden Deutschen; er selbst aber führte eben so viele Legionen und noch einmal so viel Hilfsvölker an, und nachdem er auf dem Berge Taunus über den Ruinen einer ehemaligen Schanze seines Vaters ein Kastell angelegt hatte, drang er mit dem gepäckledigen Heere ins Land der Chatten vor.“ — Auch bei einem Feldzuge des Lucius Pomponius (unter Kaiser Claudius) i. J. 50 wird der Taunus erwähnt. Tacitus schreibt hierüber: „Zur selbigen Zeit stand man im oberen Germanien in grossen Ängsten, weil die Chatten einbrachen, raubten und plünderten. Der Legat Lucius Pomponius teilte sein Heer in zwei Teile, und diejenigen, welche sich zur linken Seite gewendet hatten, nahmen dem im Rückzug begriffenen Feind die Beute wieder ab, als er berauscht und im tiefen Schlaf lag. Auch war die Freude um so grösser, weil man dabei noch etliche von denen, welche vor vierzig Jahren bei der Varischen Niederlage in Gefangenschaft geraten waren, aus ihrer Dienstbarkeit erlöste. Diejenigen aber, welche sich auf dem kürzeren Wege zur rechten Hand gewandt hatten, trafen den Feind in Schlachtordnung an. Sie fügten ihm manchen Schaden zu und kehrten hierauf mit grosser Beute und Ruhm wieder nach dem Taunus zurück. Dort erwartete sie Lucius Pomponius mit den Legionen, wenn etwa die Chatten aus Rachbegierde Gelegenheit zu einer Schlacht geben würden.“ Es scheint hiernach, dass auch dem Pomponius wie seinen Vorgängern die Saalburg als Stützpunkt diene.

Für die chronologische Erklärung der römischen Funde im Brandenburgischen vom Beginn unserer Zeitrechnung bis etwa 300 n. Chr. sind

also die Fundstücke der Saalburg und Umgebung, ich betone dies wiederholt, von grossem Werte.

Von der Sachkenntnis und unermüdlichen Sorgfalt des Baurats Jacobi darf man eine möglichst getreue Wiederherstellung der Saalburg erwarten. Möchte doch dieses Beispiel von historischer Selbstverleugnung und von Verneinung jeglichen Chauvinismus, welches unser hochherziger Kaiser und das gesamte deutsche Volk dadurch, dass es ein römisches Zwing-Uri in Germanien unbefangen, ja mit einer gewissen Begeisterung rekonstruiert unter Errichtung einer Huldigungs-Bildsäule für den Zwinger der Markomanen, für den römischen Imperator Antonius Pius, vor der ganzen gebildeten Welt ablegt, wenigstens auf dem Gebiet der Künste und Wissenschaften auch bei anderen Nationen ausgleichend und versöhnend wirken. Ob wohl Tschechen oder Slovenen einem berühmten Germanen oder Deutschen, da wo sie das Regiment führen, ein Denkmal setzen würden in Anbetracht dessen, dass die Deutschen im Slavenlande eine ähnliche kulturgeschichtliche Mission wie die Römer in Germanien gehabt? Zur Zeit muss diese Frage leider mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden. *Das ist der Höhe der Zivilisation und Kultur. Ein Beweis!!*

Die Königlichen Behörden hatten alles Wissenschaftliche, die städtischen Behörden von Homburg v. d. H. unter dem liebenswürdigen Oberbürgermeister Dr. Tettenborn alles Mögliche für die Bequemlichkeit, Unterhaltung und Bewirtung der Gäste geleistet, und ich bitte, in letzterer Beziehung in dankbarer Erinnerung die Scherzesworte — Klapphornverse — wiederholen zu dürfen, die ich am 11. Oktober bei der Tafelrunde sprach:

Durch die römische Porta Praetoria
Zog heut zur Saalburg des Kaisers Gloria.
Porta Sinistra und Porta Dextra —
Homburgs Senat gab ein Frühstück extra.
Schwer durch Porta Decumana
Schwankte manch Graukopf zur Nirwana.*)

8. Ein deutscher Goldschmiedetag, verbunden mit der vierhundertjährigen Gedächtnisfeier des Altmeisters Benvenuto Cellini, findet hierselbst vom 1. bis 4. November d. J. in den Räumen des Künstlerhauses, Bellevue-Strasse 3, statt. Unser Mitglied Herr Paul Telge, stellvertretender Vorsitzender der hiesigen Goldschmiede- und Juwelier-Innung, hat um Abordnung je eines Mitgliedes des Vorstandes und Ausschusses der „Brandenburgia“ ersucht. Ich selbst werde als Abgeordneter der Stadt Berlin, als Vorsitzender der Gewerbe-Deputation des Magistrats sowie als Dirigent des Märkischen Provinzial-

*) Vgl. meinen Bericht „Die Saalburg-Feier“ im Berl. Tageblatt vom 13. Okt. 1900.

Museums teilnehmen und über den Verlauf des Festes in der Sitzung am 28. k. M. berichten.

9. Herr Superintendent L. Naumann in Eckartsberga, Provinz Sachsen, hat wie im Vorjahre für 1900, so jetzt für 1901 einen „Kalender für Ortsgeschichte und Heimatkunde im Kreise Eckartsberga“ (6. Jahrgang, Druck von Otto Kirschbaum in Wiehe) eingesendet, der gleich den Vorläufern mit zahlreichen ansprechenden Bildern und vortrefflichen Aufsätzen ausgestattet ist, z. B.: Die Flora der Finne von Pf. Koch; aus der Reformationsgeschichte der Grafschaft Mansfeld von P. M. Parisius; Spinnstubengeschichten aus dem Unstrutthale; Bucha während des 30jährigen Krieges von Pfr. Rühlmann und dergleichen mehr. Auf über 100 Seiten 4^o (einschliesslich eines Öldruckbildes und eines Wandkalenders für den überaus billigen Preis von 40 Pf.) wird dem Bürger und Bauer eine gesunde geistige Kost geboten, die jeden Heimatsfreund erfreuen muss. Wenn wir doch in unserer Provinz Brandenburg endlich so weit wären, dass wenigstens einige Kreise dergleichen höchstnützliche Kalender erhielten.

10. Die rüstig fortschreitende Aufstellung der Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin veranlasst mich, Ihnen die Litteratur der letzteren, so weit ich sie übersehe, vollständig vorzulegen:

- a) Die Herrscher-Galerie in der Sieges-Allee zu Berlin. Von Ernst Friedel. Sonderabdruck aus dem „Bär“. Berlin 1895. Diese Arbeit von mir hat nur noch ein geschichtliches Interesse. Die von mir bereits am 31. Januar 1895 abgeschlossene Vorschlagsliste deckt sich mit der schliesslich beliebten amtlichen selbstverständlich nicht vollständig.
- b) Die historischen Denkmale in der Sieges-Allee des Berliner Tiergartens. Hohenzollern-Jahrbuch. Forschungen und Abbildungen zur Geschichte der Hohenzollern in Brandenburg-Preussen, herausgegeben von Paul Seidel. Zweiter Jahrgang. 1898. Verlag von Giesecke & Devrient. Berlin—Leipzig. Fol. S. 18—27. Mit vortrefflichen Abbildungen. Fortsetzung im 5. Jahrg. 1901.
- c) Die von Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm II. gestifteten Denkmäler in der Sieges-Allee zu Berlin. Abbildungen mit geschichtlichem Text. Dritte vermehrte Auflage. 8^o. Verlag von Schultze & Velhagens Buchhandlung, Berlin. Umfasst 15 Gruppen.
- d) Die Denkmäler in der Siegesallee zu Berlin in ihrer Bedeutung für die vaterländische Geschichte von Dr. Gustav Albrecht. Mit Abbildungen. Heft 2 (Gruppe 1—4), 1898; Heft 2 (Gruppe 5—9), 1900. Verlag von Fr. Zillesen. Diese Veröffentlichungen unseres Mitgliedes sind in der „Brandenburgia“ seinerzeit vorgelegt und besprochen worden.

- e) Die Siegesallee. Amtlicher Führer durch die Standbildergruppen. Herausgegeben auf Veranlassung des Königlichen Unterrichtsministeriums. Berlin. Verlag von Mart. Oldenbourg. Ausgegeben während der Denkmalsenthüllungen am 26. Oktober 1900. Die bislang vollständigste Übersicht; auch die noch nicht aufgestellten Gruppen begreifend.
- f) Angeblich wird nach Fertigstellung des Ganzen ein amtliches Prachtwerk in der Ausstattung der zu b) erwähnten Koserschen Veröffentlichung geplant. Etwas Sicheres hierüber ist bislang nicht in die Öffentlichkeit gedrungen.
- g) Ausserdem haben alle illustrierten Blätter Deutschlands gelegentlich Abbildungen und Erklärungen einzelner Gruppen gebracht.

11. Aus Mittenwalde, dem freundlichen Städtchen, welches uns von dem Ausfluge am 16. September d. J. noch in angenehmer Erinnerung vorschwebt, legt Ihnen unser Mitglied Herr Franz Kuhrt fünf Photographieen vor, welche er selbst hergestellt hat und die das Innere der ehrwürdigen Pfarrkirche, sowie das Berliner Thor vor seiner Restauration betreffen. Diese Bilder sind am 8. Februar 1900 aufgenommen worden. Besonders interessant sind die bekannten Gewerksstühle hinter dem Altarchor mit ihren charakteristischen Holzschnitzereien, bezüglich welcher ich auf den Bericht über unsere vorgedachte Wanderfahrt hierdurch verweise.

12. Aus Nieder-Görsdorf bei Jüterbog hat unser eifriges Mitglied Herr Pfarrer Zimmermann verschiedene Ansichtspostkarten der Gegend, sowie mehrere Volkstrachtenbilder eingesendet, über die ich kurz hinweggehen kann, weil demnächst Ihnen die charakteristische Bauerntracht des Hohen Flämings an einer lebenden Frauengestalt mit erläuternden Bemerkungen des Herrn Museums-Kustos Rudolf Buchholz vorgestellt werden wird. Vgl. sub C der heutigen Niederschrift.

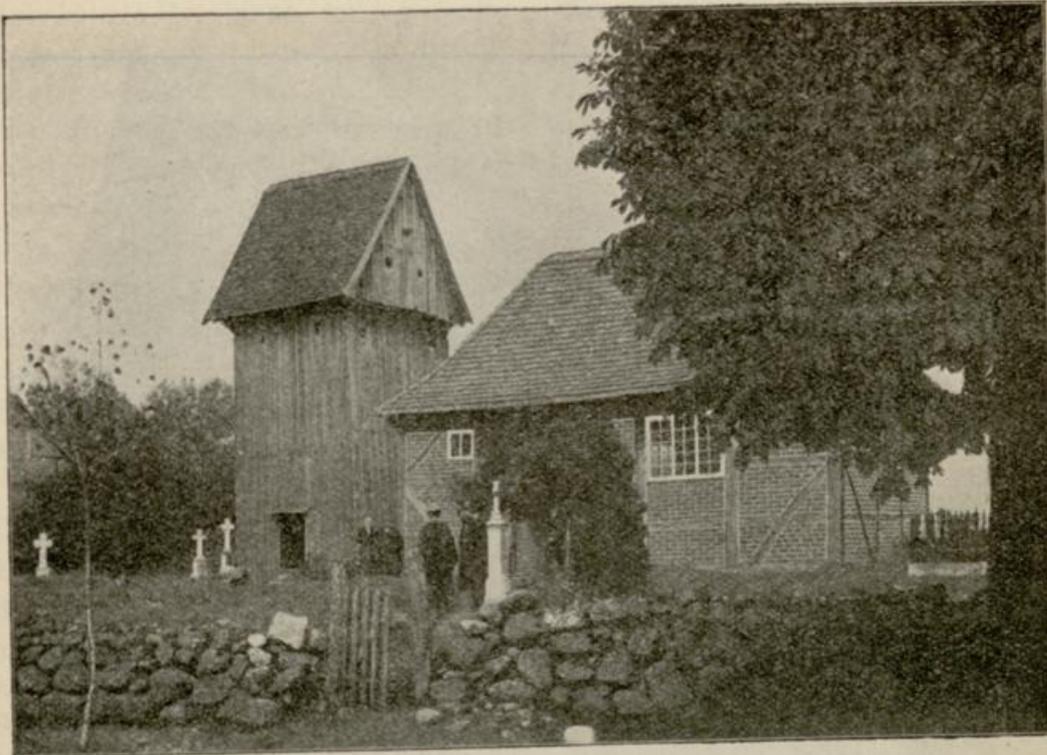
13. Altertümliches aus Seddin und Kreuzburg, Kreis West-Prignitz. Bei Gelegenheit einer Wanderfahrt der Pflugschaft des Märkischen Museums am 7. Oktober v. J., an welcher sich ausser mir die Herren W. Pütz, O. Monke, R. Mielke, H. Maurer, Grunow und Dr. Gustav Albrecht, sowie Herr Rentier W. Ratig, Besitzer einer schönen Altertümersammlung in Perleberg, beteiligten, nach dem in der Gesellschaft wiederholt zur Sprache gekommenen Königsgrab von Seddin, Kreis West-Prignitz,*) passierten wir das bislang ungemein abgelegen gewesene altertümliche Dorf Kreuzburg**) an der Stepenitz, nordöstlich von Rohlsdorf, welches erstgenannte Dorf dadurch

*) Brandenburgia VIII. 271, 339, 381; IX. 77.

**) Früher auch Creutzburg geschrieben, alter Putlitzischer Besitz. (Berghaus, Landbuch, I. 659.)

ganz kürzlich allgemeiner zugänglich geworden ist, dass man das Flüsschen hier überbrückt hat.

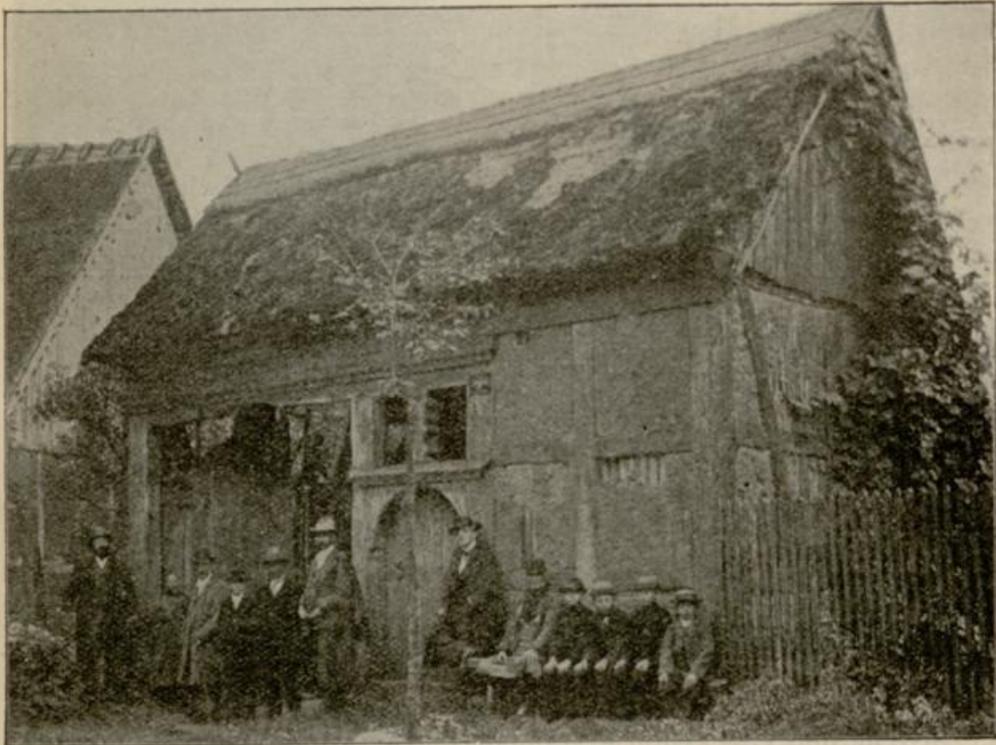
In Kreuzburg fiel uns die Kirche in ihrer schlichten Einfachheit, ausgemauertes Fachwerk, mit derben grossen roten Backsteinen, weiss ausgefugt, auf und der daneben stehende hölzerne Glockenturm mit hohem dreieckigem Dach, welcher aus der Entfernung an eine unserer alten hölzernen Bockwindmühlen erinnert.



Kirche und Glockenturm stammen nach Inschriften aus dem Jahre 1688. Auf dem Altar befinden sich drei schlichte Zinnleuchter, Stiftungen von Gemeindemitgliedern, datiert 1665 (zweimal) und 1695. Der alte emeritierte Lehrer des Orts, Herr Gehrke, gab bereitwilligst nähere Auskunft. An der Kirche und dem Turm versuchte sich die photographische Kunst der Herren Pütz, Maurer und Ratig. Das vorstehende Bild ist hiernach hergestellt.

Schräg gegenüber der Kirche steht ein ebenfalls von den Genannten aufgenommenener, auf S. 322 wiedergegebener strohgedeckter und dick bemooster Fachwerkbau: Holzständerwerk mit Lehmstaaken, zum Teil als Schuppen, zum Teil als Thorweg-Überbau für das dahinter belegene bäuerliche Gehöft dienend, nach Herrn Gehrkes Angabe ungefähr der Kirche gleichalterig. Die charakteristische Stilisierung der derben altertümlichen Holzkonstruktion ist einer bildlichen Darstellung wert.

An dem Seddiner Königsgrab, welches demnächst aufgesucht wurde, zeigten sich gegen unsern Befund bei dem Besuch am 20. September 1899 erhebliche Veränderungen. Von den geförderten, wüst herumliegenden losen Feldsteinmassen ist das Meiste vertragsmässig abgefahren. Dagegen liegen noch die gewaltigen Sandhaufen unordentlich herum, welche gelegentlich des Aufsuchens der abzufahrenden Steine neben dem grossen eigentlichen Grabhügel aufgetürmt worden sind. Die Verwaltung der Provinz Brandenburg sollte diese Sandmassen recht bald



wieder auf und an den Hügel heranwerfen lassen, damit dessen flachlockenförmige Tumulusgestalt, wie er vor Zeiten war, wieder hergestellt wird.

Inzwischen ist die genannte Behörde auf Anregung unseres für die Erhaltung der Volksdenkmäler so segensreich wirksamen Mitgliedes Provinzial-Konservators und Geheimen Baurats Bluth nicht unthätig gewesen; sie hat den Schacht durch den Hügel, welcher zum Eingang der Höhle führt, rechts und links durch oben rasenabgedeckte Seitenwangen aus Feldsteinen des Tumulus sichern und dicht vor dem Eingang zwei granitene Pfeiler errichten lassen, an denen eine mit einem tüchtigen Schloss zu sperrende durchsichtige feste Eisenthür angebracht werden soll, welche einen Einblick in die Grabkammer gestattet, aber das Eindringen verwehrt.

In der letzteren lagen noch die zwei von uns am 20. September 1899 wahrgenommenen losen Sitzsteine, der längere links, als ich damals in die Höhle stieg, leer, der rechts mit Urnen besetzt. Der geglättete chocoladenbraune, einigermaßen gleich einem Linoleum-Läufer mattglänzende Estrich ist inzwischen mit Sand überschüttet; an den Steinen der Kammer befand sich noch teilweise der Thonbewurf, welcher wahrscheinlich die Kammer gänzlich — auch oben — bekleidet hat und ebenso Reste der roten Bemalung. Die grossen Wandsteine sind teils unberührte Geschiebe, teils gespalten, alle selbstredend und vernünftigerweise rau, weil sonst der schwere Wandbewurf hierauf nicht gehaftet haben würde.

Unsere Untersuchung galt insbesondere den geologischen Verhältnissen. Wie bei der Untersuchung 1899 gelangte ich zu dem Schluss, dass der Tumulus künstlich von Menschenhand unter Benutzung einer höheren Geländestelle aufgeschüttet ist, und ich freue mich, in dieser Beziehung vollkommen mit dem Landesgeologen, Herrn Dr. Wahnschaffe, Professor an der Kgl. Bergakademie, übereinzustimmen, welcher sich gerade ebenfalls zur Zeit in Perleberg aufhielt, um das das Königsgrab mitumfassende Blatt der Landesvermessung geologisch festzulegen.

Besonders günstig war es, dass, um das von der Provinz erworbene Gelände zu markieren, ein grosser Teil des äusseren, den Tumulus einhegenden Steinkranzes freigelegt war. Durch Vergleichung mit der Figur des oberhalb der Steine sitzenden Herrn Dr. G. Albrecht können sie sich aus dem umstehenden, nach einem Photogramm des Herrn Wilhelm Pütz aufgenommenen Bilde eine genügende Vorstellung von der Grösse der Steinblöcke und von dem gewaltigen Eindruck der ganzen Anlage machen. Man wird nicht in der Annahme fehlgehen, dass diese Steine auf gefrorenem Boden hingeschafft worden sind. Der Tumulus mit der näheren Umgebung ist von Wasser auf drei Seiten umgeben, zwei etwas versumpfte Wasserlachen fanden wir als Reste grösserer ehemaliger Bewässerung vor.

Das Innere der Kammer wurde von Herrn Pütz nochmals aufgemessen. Ein Kreisrund mag angestrebt worden sein; thatsächlich aber bilden die grossen Steine der Kammer ein unregelmässiges Neuneck. Die Breiten der betreffenden neun Steinflächen sind von dem Eingangsschwellstein (mit 65 cm) rechts betrachtet folgende: 96 cm; 68 cm; 70 cm; 70 cm; 66 cm; 92 cm; 50 cm und 69 cm. Die lichte Weite der Kammer beträgt an 3 verschiedenen Messungsstellen ca. 40 cm, über dem Estrich 218 cm, 219 und 220 cm. — Vor dem Eingange fand ich einen rötlichen quarzitären, deutlich abgenutzten Reibestein, sowie das Bruchstück eines auf einer Seite abgeschliffenen platten, aus sehr grobkörnigem Granit bestehenden, etwa 6 cm hohen Reibesteins.

Was die Zeitstellung des Seddiner Hünengrabes anlangt, so gingen die Ansichten um Jahrhunderte anfänglich auseinander. Sehr merkwürdig ist das Vorkommen der eisernen „Tapezierer-Nähnadel“ und eines mit Fellresten versehenen Stückchen Eisens in der einen Frauen-Aschenurne. Gustav Kossinna und, wenn ich recht verstehe, unser grösster Vorgeschichts-Chronologe Oscar Montelius sind geneigt, den Seddiner-Königs-Tumulus um 1000 v. Chr. zu gruppieren. In der ausgezeichneten neuesten Arbeit unseres Montelius: „Die Chronologie



der ältesten Bronzezeit in Norddeutschland und Skandinavien (Mit 451 in den Text eingedruckten Abbildungen. Archiv für Anthropologie, XXV und XXVI. Auch als Sonderabdruck. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn, 1900.)“ gelangt der gelehrte Verfasser zu folgender Zeitgliederung: Jüngere Steinzeit. Periode I: Keine Grabkammern von Stein. Kein Metall. — Periode II: Dolmen (Dösar) und Gräber ohne Steinwände. Kein Metall. — Periode III: Ganggräber und Gräber ohne Steinwände. Das erste Auftreten des Kupfers. — Periode IV: Steinkisten und Gräber ohne Steinwände. Kupfer. — Bronzezeit. Periode I (ältere Abteilung): Hauptsächlich zinnarme Bronze. Keine Schwerter, keine Speerspitzen mit Tülle. — Periode II (jüngere Abteilung): Zinnreiche Bronze. Kurzschwerter. Am Ende der Periode: längere Schwerter und Speerspitzen mit Tülle.

Wie ersichtlich verbirgt sich die Kupferzeit, welche auch in Brandenburg ausgebildet erscheint, in Periode III und IV der jüngeren Steinzeit, und fällt das erste Auftreten des Kupfers in den südlichen Gegenden des nordischen Gebietes um oder kurz nach 2500 v. Chr., das erste Auftreten der anfangs zinnarmen Bronze in denselben Gegenden um oder kurz nach 2000 v. Chr. Der Befund des Seddiner Königsgrabes aber ist deshalb so schwierig zu chronologisieren, weil er neben Eisen auch archaistisch aussehende Bronze, z. B. ein Kurzsword, eine weidenblattförmige Bronzespeerspitze mit schmalem Dorn und dergleichen, neben jüngeren Bronze-Typen enthält. Dazu kommen, der an Mykene erinnernde Kuppelaufbau der Grabkammer, der Wandbewurf und die Bemalung desselben, Eigenartigkeiten, die bei uns als Unica dastehen.

Die Reste des kleinen Raubtieres, welche zwischen den Gebeinresten des Königs in der wohl verschlossenen Bronzeurne lagen, erklärt Herr Professor Dr. Alfred Nehring als Hermelin. Das Tier muss gleichzeitig beigelegt sein.

Die ganze Umgebung des Seddiner Hünengrabes scheint ein geweihtes Tumulusfeld gewesen zu sein. Südlich von dem Dorf Seddin sind in früheren Jahrzehnten Hünengräber abgetragen und die Funde zum Teil in das Königliche Museum zu Berlin, zum Teil in Privatbesitz gelangt. Südlich von dem Seddiner Hünengrab, nahe dem Seddiner Ausbau, welcher „der Kohlhorst“ heisst und dem Landwirt Hildebrand gehört, liegen drei Hünengräber, welche auf der Generalstabskarte deutlich markiert sind.

Das eine Hünengrab auf einem flachen Anberg südöstlich vom Kohlhorst lag auf Hildebrandschem Acker, ein bereits vor längerer Zeit zerstörtes Hünengrab, von welchem wir noch grosse Steine, sowie kohlige Stellen feststellten und eine Anzahl schwarzer grober Scherben sammelten, von der Technik der grossen schwarzen Urne, welche sich in der Seddiner Königs-Grabkammer, durch einen flachen schweren Reibestein zerdrückt, leer, rechts in der Ecke vom Eingang der Grabkammer aus gesehen, befand.

Besser erhalten war ein zweites Hünengrab, fast östlich (mit wenig südlicher Lage) — auf der Generalstabskarte in der Luftlinie 500 m entfernt — aufgewühlt, aber dennoch ungleich besser erhalten. Aus diesem mit einem Steinkranz umstellten und im Innern mit grossen Blöcken ausgestatteten Hügel stammen verschiedene, Herrn Wilhelm Ratig gehörige Bronzen her: ein langer Dolch oder wenn man will: Kurzsword, mit der abgebrochenen Spitze 32 cm lang, Griff und Klinge miteins aus Erz gegossen, ein 29 cm langes yataganartiges Bronzemesser mit rundlicher Griffzunge in Holz oder Horn befestigt gewesen und ein Bronzehohlkelt.

Endlich drittens südöstlich vom Kohlhorst und etwa 300 m nordwestlich von dem letztgenannten Hügel ein Hünengrab mit jungen Eichen und Buchen bewachsen, an einer Seite abgestochen, so dass man eine grosse Steinpackung gewahrt, aber anscheinend noch nicht aufgedeckt, mit äusserem Steinkranz, ähnlicher Konstruktion wie No. 1 u. 2, wahrscheinlich auch in die Zeiten des Königsgrabes gehörig. Bei dem zu 2 gedachten Hünengrab befindet sich eine flache wallartige runde Erhöhung, in welcher wir menschliche Spuren jedoch nicht wahrzunehmen vermochten.

Naturkundliches.

14. Endmoräne bei Liepe unweit Oderberg i. M. Von dieser geologisch und heimatkundlich so hoch interessanten Ablagerung der Eiszeit verdanke ich der Güte des Herrn W. Pütz die vorgelegte interessante, von ihm aufgenommene grosse Photographie, welche die wirre Anhäufung des verschiedenartigsten glazialen, durch Lehm oder Grand oder Kies notdürftig verbundenen Schuttmaterials deutlich erkennen lässt. Ein Block lässt die durch das Eis bewirkte Abschleifung und Furchung ahnen. Vor Jahren, als ich in der Gegend zu einem solchen Abschnitt hineinstieg, hatte ich das täuschende Bild eines förmlichen Steinbruchs im Gebirge vor mir, so dicht gedrängt lagen die Steine aufeinandergepackt, und erst die petrographische Verschiedenartigkeit der Geschiebeblöcke zeigte, dass von einer zertrümmerten einheitlichen Steinwand nicht die Rede sein könne.

Diese Photographie ist auch insofern lehrreich, als sie in Vergleichung mit den Ihnen vorgewiesenen Photographien des Seddiner Königsgrabes deutlich wahrnehmen lässt, wie die Struktur des Aufbaues beider Örtlichkeiten eine ganz verschiedene ist, bei Liepe hat eben der Gletscher das Material hingeschoben und liegen lassen, beim Seddiner Königsgrab hat dagegen der Mensch aufgeschüttet.

15. Helios. Abhandlungen und Mitteilungen aus dem Gesamtgebiete der Naturwissenschaften. Organ des Naturwissenschaftlichen Vereins des Regierungsbezirkes Frankfurt. (Museums-Gesellschaft.) Herausgegeben von Dr. Hugo Roedel. Berlin. In Kommission bei R. Friedländer & Sohn. 17. Bd. 1900. Darin zwei Berichte des Herrn Oberlehrer Dressler über die meteorologischen Verhältnisse von Frankfurt a. O. Recht wertvoll sind naturkundliche Berichte unter dem Titel: Bibliotheca marchica, historico-naturalis, welche auch die Prähistorie unter der Bezeichnung Urgeschichte — Ref. M. Klittke — umfassen, wobei hinzugefügt werden mag, dass Herr Klittke in einem besonderen Artikel: „Prähistorische Funde aus der Umgebung von Frankfurt a. O.“ bespricht. Im ganzen ist noch zu wenig aus dieser Gegend bekannt; eine systematische, mit grösseren Kräften unternommene Erforschung der Odergegend wird

zweifellos noch viele neue Funde und wissenschaftliche Ergebnisse zeitigen. Herr Landesgeologe Dr. Konrad Keilhack bearbeitet die geologische und mineralogische, Dr. K. Brand die botanische und unser Mitglied Oberlehrer Dr. C. Matzdorff die zoologische Litteratur.

16. Mein Aufruf*) zum Schutz der landschaftlichen Natur in Anlehnung an die Besprechung des forstbotanischen Merkbuches von Dr. Conwentz, vgl. S. 11—15, hat bereits gute Früchte hervorgebracht, wie aus den heutigen Nummern 16—19 erhellt.

Neue Nachlese zur Eibenkunde.***) Herr Lehrer H. Berdrow in Rixdorf hat die Güte, mir folgendes zu schreiben:

„Die Eiben der Buchschen Fasanerie. Im Verlauf einer durch die Ortschaften der nördlichen Rieselfelder am 8. Oktober 1900 unternommenen Wanderung besuchte ich die von Mitgliedern der „Brandenburgia“ am 25. August 1898 in der Fasanerie des Dörfchens Buch entdeckte und im Monatsblatt, VII. Jahrgang S. 252 ff. beschriebene alte Eibe. Ich fand sie nach einigem Suchen, identifizierte sie nach den dort angegebenen Maassen und glaube der Beschreibung hinzufügen zu können, dass einer der dem Erdboden aufliegenden Äste fest eingewurzelt ist. Da es mir unwahrscheinlich vorkam, dass dieser ehrwürdige Zeuge vergangener Jahrhunderte von jeher als Einsiedler gelebt haben sollte, so stellte ich eine Suche nach etwaigen Stubben an, fand aber nichts. Dagegen entdeckte ich bei weiterem Umher spähen etwa 20 m südwestlich vom Standort dieser Eibe zwei andere Exemplare, die über der Wurzel und 1 m über dem Erdboden 70 und 58 resp. 68 und 50 cm Umfang hatten. Neben dem stärkeren von ihnen stand ein halb so dicker, anscheinend aus derselben Wurzel entsprossener Stamm. Dicht neben dieser Gruppe erhebt sich eine stattliche Lärche.***) Jenseit des Weges fand ich, immer ungefähr dieselbe Richtung nach Südwest beibehaltend, in der Umgebung eines strohgedeckten Häuschens, Eiskellers oder, der Tiefe nach zu schliessen, Brunnens, eine weitere Gruppe von 8 Stück, von denen die dickste unten sowohl wie in 1 m Höhe 69 cm hatte. Alle bisher gesehenen waren Junggesellen, wenigstens konnten weder meine Augen noch meine ziemlich scharfsichtigen Kinder etwas von Früchten entdecken. Nun aber kam die grösste Freude. Ein wenig von dieser Gruppe entfernt, jenseit des Häuschens, erhob sich ein prächtiger Stamm von 73 resp. 61 cm Umfang, in dessen dunklem Laub eine Fülle von Scheinbeeren, teils noch klein und grünlichgelb, teils ausgewachsen in wundervollem Rot, prangte, die einzige Dame unter so vielen Rittern. Dicht neben ihr stehen zwei schwächere Eiben von 50 und 35 cm Umfang unten. Leider setzte die nun einbrechende Dunkelheit und der Fahrplan weiterem Suchen ein Ziel. Junger Nachwuchs, nach dem ich schon fortwährend Umschau gehalten, war nicht zu entdecken.

*) „Der Denkmalsschutz ausgedehnt auf Gegenstände der Natur, insbesondere Bäume“ von Ernst Friedel, Brandenburgia IX S. 10.

**) Vgl. Brandenburgia I. 90, 151; VII. 252, 488; VIII. 31; IX. 197.

***) Die Lärche (*Larix decidua*) ist in der Provinz Brandenburg nicht einheimisch, vielmehr erst vom Menschen eingeführt. E. Fr.

Den Anschauungen des Herrn Dr. Bolle über die Urwüchsigkeit dieser 15 Eiben kann ich mich nur anschliessen. Ihr Aussehen, ihre Gruppierung, endlich der Standort selbst machen es durchaus wahrscheinlich, dass sie die Bezeichnung „wildwachsend“ mit vollem Rechte verdienen. Nachdem ich zur Identifizierung einen Zweig für Herrn Geheimrat Friedel gepflückt,*) nahm ich Abschied von der botanischen Sehenswürdigkeit, die einen erneuten Besuch der pflanzenkundigen Mitglieder der „Brandenburgia“ wohl verdiente.“

17. Unser Mitglied Herr Gustav Lackowitz überreicht eine Aufnahme des Photographen W. Fritsch in Neu-Drakowitz bei Carlsbad i. B., welche die berühmte Körner-Eiche bei Dallwitz darstellt. Vier Männer mit ausgespreizten Armen versuchen den 1,5 m über dem Boden 11 1/2 m Umfang aufweisenden Riesenbaum zu umkläftern. An dem Baum ist eine Tafel angebracht mit dem Wortlaut: Zur Erinnerung an die Feier des hundertjährigen Geburtstages des Dichters und Freiheitskämpfers Theodor Körner am 23. September 1891.“ Ein urkräftiger ehrfurchtgebietender Waldriese.

Herr G. Lackowitz teilt ferner 28 Ansichtspostkarten aus unseren Vororten Pankow und Nieder-Schönhausen mit, welche die schönen Park- und Gartenanlagen, sowie den herrlichen Baumwuchs insbesondere des Schönhauser Schlossgartens mit seinen prächtigen Eichen, Fichten und Weymouths-Kiefern (*Pinus Strobus*) erkennen lassen.

Auf der Chaussee nach Berlin befindet sich nahe Restaurant Bellevue ein Alleebaum, Linde, dessen einer Aststumpf das Profil des „Alten Fritz“ zeigt, weshalb der Baum auch die Alte Fritz-Linde benamset wird. Leider ist das Naturspiel kürzlich von unnützer Hand beschädigt worden. Ferner die „die Rübezahl-Fichte“, in Wahrheit eine grosse Weymouths-Kiefer, deren Stamm unten durch Naturspiel grobe Gesichtszüge zeigt, die auf den Geist des Riesengebirges gedeutet werden, natürlich modernste Erklärungs-Spielerei. Ferner vor dem Königlichen Garten ein langer flacher wohl beraseter und wohl markierter, mit zwei stattlichen Linden bestandener Hügel, „das Grab des Schmiedes von Mollwitz.“ Das Märkische Provinzial-Museum, welchem Herr Lackowitz diese stattliche Sammlung zuweist, spricht hierfür seinen verbindlichsten Dank aus.**)

18. Über Hauslaub (*Hauslauch*) *Sempervivum soboliferum* Sims. und *Sempervivum tectorum* L. Zwei zur Familie der Fettpflanzen (*Crassulaceae*) gehörige Pflänzchen, welche ich, eventuell zur gefälligen Entnahme für Ihre Terrarium-Felsen, lebend vorlege, sind bei unserem Land- und Stadtvolk als anheimelnde Hauspflanzen und als

*) War mit reifer Frucht versehen.

**) Eine Exkursion des Märkischen Museums unter Führung der Herren W. und G. Lackowitz unter Beteiligung von 12 Herren der „Brandenburgia“ nach diesen Baumschätzen in Pankow und Nieder-Schönhausen, ausgedehnt bis zu den Spuren des alten kurfürstlichen Vogelherdes in Pankow, fand am 25. November 1900 statt. E. Fr.

Schutzpflanzen ungemein beliebt. Bekannter ist das Hauslaub, Hauslauch, auch Donnerbart (*Barba Jovis*) genannt, *S. tectorum*, welches nach Paul Aschersons Flora (s. d.) aus Süddeutschland stammt, aber bei uns sowohl auf Häusern, wie in Gärten (als Teppichbeeteinfassung und als Topf- sowie Terrarium-Felsen-Pflanze ungemein beliebt ist. Auf dem Kopf des Rolands zu Brandenburg befindet sich seit unvor-denklicher Zeit eine immergrüne, im Stamm schön blühende Haube von *Sempervivum tectorum*. In Süd- und Mitteldeutschland, z. B. in Unter-, Mittel- und Oberfranken, ganz Thüringen und Hessen, habe ich in den letzten Jahren dies Hauslaub vielfach in den Dörfern und kleinen Städten verbreitet gesehen, bemerkenswerter Weise weniger auf den Wohnhaus-dächern als auf denen der Scheuern, Schuppen und Ställe, sowie auf den Umfassungsmauern und Thorwegen der Gehöfte. Karl der Grosse hat bereits das Anpflanzen des Donnerkrauts oder Donnerbarts (womit der Bart des Feuer- und Blitz-Gottes Donar oder Thor gemeint ist) zur Verhütung von Blitzschlägen anbefohlen.*) Gequetscht dienen die Blätter der Pflanze gleich denen gewisser Agave-Arten als Kühlmittel gegen Quetschungen, Bienenstiche und dergleichen, der Saft bei Heiserkeit, Verbrennungen u. s. w.

Die Stelle des bei uns in der Mark nicht heimischen *Sempervivum tectorum* ersetzt ursprünglich das weniger ansehnliche, mehr kugelige *Sempervivum soboliferum* Sims., welches in der Provinz Brandenburg, wenn auch verhältnismässig selten, vorkommt. Ascherson a. a. O. S. 232 führt an: Burgwall zwischen Reppen und Klauswalde, Wriezener Berge (jetzt verschwunden), Warbecks Mühle bei Eberswalde, Wald südlich von Chorin. — Die mir in Menge lebend zugegangenen Exemplare stammen von dem Hauslauchberge bei Buchs-Mühle zwischen Lunow und Stolpe, westlich vom nördlichen Oderbruch, Kreis Angermünde. Der Berg, welcher nach dem Hauslauch genannt ist, gehört dem Kammerherrn und Schlosshauptmann von Buch auf Stolpe. Unser Mitglied Lehrer Heinrich Lange zu Oderberg i. d. M., einer der besten Kenner der Flora seiner Gegend, hat mit gewohnter Liebenswürdigkeit die Pflanzen mir zugeschickt in zahlreichen Stücken, von denen ich Herrn Dr. Carl Bolle eine Zahl zur Anpflanzung auf seiner Insel Scharfenberg eingehändigt habe, woselbst die Pflanze vom Besitzer auch sonst bereits eingeführt worden ist. Herr Lange schreibt mir unter dem 15. September 1900: „Die Pflanze kommt dort an einigen Stellen so zahlreich vor, dass man kaum treten kann, ohne einige Stücke zu beschädigen. Ascherson und Garcke haben, wenigstens in ihren älteren botanischen Werken, diese Fundstelle nicht angegeben.“ — Auch auf dem rechtsseitigen neumärkischen Höhenrand ist *S. soboli-*

*) „Et ille hortulanus habeat super domum suam Jovis barbam.“

ferum beobachtet. Mein Sohn, cand. med. Erwin Friedel, fand vor einigen Jahren in meinem Beisein ein einzelnes Exemplar — vielleicht einen Irrgast — in der Nähe des Turnplatzes bei Alte Grund, Kalkberge Rüdersdorf. Der Name „sobiliferum“, „Sprossen oder Junge tragend“, ist sehr bezeichnend. Eine sehr eigentümliche Ablösung und Verbreitung sprossförmiger Ableger findet gerade bei dieser Hauswurzart statt. Vergleiche hierzu die treffliche Abbildung bei Kerner, Pflanzenleben, II. Aufl., II. Bd., S. 576. Die dicken, fleischigen Blätter sind auf Kurztriebe rosettenartig gestellt, und die neuen Rosetten werden stets in den Achseln der Rosettenblätter als winzige Knospen angelegt. Aus diesen Knospen gehen fadenförmige, mit kleinen anliegenden Schuppen besetzte Knospen und demnächst kleine kugelförmige Pflänzchen hervor, deren fadenförmige Verbindung mit der Mutterpflanze verdorrt, so dass ein Windstoss genügt, um sie los zu reißen. Diese durch ihre eigentümliche Kugelbildung, gleich der sogenannten Rose von Jerichow, Anastatica Hierochuntica, und der sogenannten Auferstehungspflanze, Selaginella lepidophylla, von Mexiko, vor dem Eintrocknen geschützt, rollen ähnlich diesen ausdauernden Pflanzengebilden vor dem Winde her und verbreiten sich solchergestalt über weite Flächen. Die Pflanze wird, wie schon Ascherson a. a. O. bemerkt, bei uns gelegentlich ebenso wie der eigentliche Hauslauch auf Mauern und Dächer gepflanzt und gilt wie dieses als eine Art geweihte und segenbringende Pflanze. Als Teppichbeet ist *S. soboliferum* weniger beliebt, einmal weil es nicht so ansehnlich aussieht wie *S. tectorum*, welches man mit einer Miniatur-Agave vergleichen kann, und dann weil es, wie die Gärtner sagen, „zu viel jungt“, d. h. zu schnell und zu viel Nebenpflänzchen treibt, welche unordentlich herumliegen und dadurch bei Teppichbeeten die scharfabgegrenzten Säume und Muster der Dessins beeinträchtigen.

19. Der Elsbeerbaum und seine nächsten Verwandten. Schon früher habe ich auf den Elsbeerbaum und seine Verwandten in der „Brandenburgia“ aufmerksam gemacht.*) Der Baum ist als wild gewachsener Vertreter unserer heimischen Waldflora wahrscheinlich in der Provinz Brandenburg nicht so gar selten gewesen, aber aus verschiedenen Gründen — Mangel an Pflege — Mangel an Nachpflanzung — schonungslose Ausrottung durch Benutzung des wie bei allen *Sorbus*- und den nahverwandten *Pirus*-Arten sehr festen, vortrefflichen Holzes —

*) Vgl. *Brandenburgia* II., 157 fig. Verzehren geringwertiger Obstarten: *Sorbus aucuparia* var. *dulcis* 158. — Obst der Steinzeit: a. a. O. S. 187 fig. *Sorbus torminalis* 187 und 188. — *Sorbus Aria* 189. — *Sorbus latifolia* 189. — *Sorbus fennica* 189. — Über die süsse Vogelbeere (*S. auc. dulcis*) IV. 286–289, 365; V. 2 u. 38. — Über den Elsbeerbaum ausserdem Dr. Carl Bolle: Vom Elsbeerbaum (*Sorbus torminalis*, Crtz.) in der Mark; IV. 359 bis 361.

fast verschwunden. Lange Zeit galten die drei, später nur noch zwei Exemplare, jetzt nur noch ein Baum, auf der der Familie Degen gehörigen Marieninsel (Paelitz-Werder) im grossen Paarsteiner See bei Angermünde nach Prof. Ascherson (Flora s. v.) und einige sonstige Stücke in der Uckermark als die einzigen Exemplare in der Mark, bis im Jahre 1899 eine neue Nachricht durch die Zeitungen ging. Der ausgezeichnete, auch in der heutigen Niederschrift (unter No. 16) gedachte Forstbotaniker und Direktor des westpreussischen Provinzial-Museums zu Danzig, Professor Dr. Conwentz, habe in einem in Hannover erscheinenden forstmännischen Blatte gelesen, dass in dem Schutzbezirk des Brieselang-Waldes nördlich der Haltestelle der Berlin-Hamburger Bahn Finkenkrug, etwa 20 km nordwestlich Berlins, Elsbeerbaumholz geschlagen und zum Verkauf ausgebaut sei.

Diese höchlichst überraschende Mitteilung veranlasste mich, in Gesellschaft unserer Mitglieder Dr. Gustav Albrecht, Gustav Lackowitz jun., H. Maurer, Friedrich Backschat und O. Monke eine Exkursion nach dem Brieselang am 19. August 1900 zu unternehmen. Wir erkundigten uns bei dem in der Gegend aufgewachsenen Besitzer der Brieselang-Krugwirtschaft nach dem Vorhandensein der Elsbeerbäume und erhielten die Nachricht, dass dergleichen Bäume noch vorhanden seien. Herr Krause hat als Kind unter einem der grössten Bäume sich oft gelagert, auch im Spätherbst von den alsdann weich gewordenen, länglich eirunden, lederbraunen, wenig wohlschmeckenden Früchten, welche herabfallen, gelegentlich gekostet. Der Brieselang ist den Botanikern von Berlin und Umgegend seit etwa 150 Jahren wohl bekannt und wird beständig von ihnen durchforscht. Wie ist es in aller Welt möglich, dass ansehnliche, schöne Bäume dem Spürsinn der Pflanzenkundigen entgangen sind? Diese Herren heften zumeist ihre Blicke auf den Boden, nach oben sehen sie nicht, weil sie meinen, die Bäume seien längst bekannt. Auf die Fragen: warum haben Sie die Herren nicht auf die Elsbeerbäume aufmerksam gemacht, entgegnete Herr Krause trocken: es hat mich ja niemand darnach gefragt!

Wir ermittelten folgendes: Der Els- oder Elsebeerbaum kommt in Brieselang in der Nähe des Brieselang-Kruges vor:

- a) strauchartig im Jagen 70, etwa 50 Schritt nördlich von der vom Gasthaus Finkenkrug nach Brieselang führenden Fahrstrasse in der Nähe der alten Dorfstelle;
- b) als schön gerade gewachsener, kräftiger Baum zwischen den Jagen 66 und 67 mitten im Gestellweg. Wir bestimmten die Höhe auf etwa 12 m. Der Umfang des sich erst in reichlich 6 m Höhe verästelnden Stammes beträgt 1 m über dem Boden 119 cm;
- c) zwischen den Jagen 71 und 72 als Baum von gleicher Stärke und
- d) im Jagen 63, das stärkste Exemplar.

Es bedürfte nur geringer Pflege dieser vorhandenen Bäume, um sie zu einer natürlichen Vermehrung und zwar durch Zweigausläufer und durch Wurzeläusläufer zu veranlassen. *Sorbus torminalis* hat nämlich gleich dem Mehlbeerbaum *S. Aria* sowie *S. suecica*, *S. aucuparia* und *Mespilus chamaemespilus* die Neigung, Familiengemeinschaften zu bilden, wie ich das in der Mark Brandenburg, auf der Insel Rügen, in Thüringen, in Unter-Franken, in Oberbayern und Tirol beobachtet habe.*) *S. torminalis* kann auf diese Weise ganze Gebüsche und Dickichte bilden, die von einem Baum ausgehen, so verhält sich die Elsbeerbaumgruppe im Brieselang nahe der alten Dorfstelle (zu a); der grosse Elsbeerbaum zu b), von dem ich einen solchen Wurzelschössling mitgenommen habe, der freudig gedeiht, giebt sich Mühe, ein Gebüsch zu bilden. An den Kreideabhängen von Stubbenkammer, auf Jasmund und an den Muschelkalkabhängen des Stufenberges bei Bad Kissingen kann man den Elsbeerbaum an blosgelegten Stellen in dieser Weise ausgezeichnet deutlich beobachten. Aus durch Abrutsch freigelegten Wurzeln treiben Zweige in die Höhe, und umgekehrt wagerecht verlaufende Zweige treiben, wo sie dem Erdboden aufliegen, nach unten Wurzeln, nach oben neue Elsbeerbäumchen, alles mit engstem organischen Zusammenhang mit in der Nachbarschaft befindlichen grösseren Mutterbäumen.**)

Bei unseren Ausflügen nach Oderberg i. d. M. und Umgegend nahmen wir über dem Wege nach Lunow auf den diluvialen Blocklehmhöhen Elsbeerbäume in diesem Jahre wahr. Herr Heinrich Lange schreibt mir darüber am 15. September 1900: „*Sorbus torminalis*, Elsbeerbaum. Dieser Baum, der in hiesiger Gegend (Pehlitzwerder) vor vielleicht 50 Jahren von dem inzwischen verstorbenen Pharmazeut Hertzsch-Angermünde entdeckt wurde, ist vor 30 Jahren von mir an den westlichen

*) Bei *S. torm.* in der Mark vgl. später; wegen Thüringen, wo bei Kösen, Eckartsberga, Kloster Häseler u. s. w. *S. torm.* gar nicht selten ist, vgl. z. B. in dem unter A 9 dieser Niederschrift erwähnten Kalender S. 64 flg.: Koch, Die Flora der Finne. — Von *S. Aria* habe ich diese Gemeinschaften in Tirol, Oberbayern und Unter-Franken beobachtet. Von der Zwergmispel, *Mespilus chamaemespilus*, habe ich förmliche Dickichte bei Maria Waldrast, etwa 5000 Fuss oberhalb Matrey an der Brenner Bahn, angetroffen.

**) Wie man aus solchen Lebensgemeinschaften von *Pinus* das Wort *Pinetum*, von *Taxus* das Wort *Taxetum* bildet, so könnte man aus *Sorbus* das Wort *Sorbetum* für solche aus einem gemeinschaftlichen Stamm entsprossenen Sammelbäume und Sammelgebüsche vielleicht ganz berechtigt bilden. — Sorbet oder Tscherbet ist ein bei den Morgenländern gewöhnliches Getränk, das aus dem Saft von Früchten — auch wirklichen *Sorbus*arten — und aus Zucker hergestellt wird. Der gemeine Türke bereitet sich Sorbet aus einem abgössteten, über gestossenen Rosinen und dergleichen gegossenen Wasser. Ob daher Sorbet etwa mit der Frucht von *Sorbus* zusammenhängt, das mag ein orientalischer Sprachforscher begutachten, ich wage nur auf die Möglichkeit hinzuweisen.

Abhängen des Gaisberges an 4 Stellen aufgefunden worden. Einige Exemplare sind baumartig 6—7 m hoch, mit ausgebreiteter Krone, während die meisten, durch den Eigennutz der Besitzer, strauchartig erhalten bleiben. Die jungen Stämme werden, sobald sie dazu tauglich sind, zu Harken- oder Forken- und Besen-Stielen, auch zu Sprossen in den Ernteleitern benutzt. Da *Sorb. torm.* aus dem Süden stammen soll, so war ich der Meinung, dass sie wahrscheinlich durch Mönche des Prämonstratenser Ordens, die Pfleger des hier in Barsdin belegenen Marienhospitals waren, hier angepflanzt worden seien, zumal ihr Vorkommen gerade in der Umgebung der Stelle ist, wo das Hospital gestanden hat. Noch mehr bestärkt wurde ich in dieser Annahme, dass die Mönche, als hier bei Oderberg das Hospital abgebrochen und nach dem Pehlitzwerder verlegt wurde, diesen Baum als besondere Liebhaberei dort mitgenommen haben könnten. Ja ich ging in meinen Schlüssen noch weiter: da dieser Baum sehr sparsam wächst und das Prachtexemplar auf dem Pehlitzwerder eine Höhe von 40—50' und einen Durchmesser von 1½—2' hatte, so muss er dem entsprechend auch ein recht hohes Alter erreicht haben und schien es mir nicht unwahrscheinlich, dass er noch aus den ersten Anpflanzungen der Mönche herrühren könne. Herr Prof. Ascherson teilte diese Ansicht aber nicht, da der Baum noch an anderen Stellen der Mark, ja auch in Mecklenburg vorkäme. Der grosse Baum auf Pehlitzwerder wurde in den siebziger Jahren, da der Stamm morsch geworden, vom Sturme umgeworfen, hat aber Schösslinge hinterlassen.“ Schon früher machte Herr Lange mich auf das Vorkommen — ob freiwilliges? — von *Sorbus torminalis* im Park des Herrn von Rüsselmann zu Krussow bei Angermünde aufmerksam.

Ich füge hinzu, dass der Elsbeerbaum noch weit nördlicher vorkommt. Dr. Th. Fr. Morsson: *Flora von Neu-Vorpommern, Rügen und Usedom*, Leipzig 1869, sagt: „In Wäldern und an den hohen Ufern der Seeküste, hin und wieder. In den Wäldern des Dars und Zingst. An den Ufern von Hiddensee, Jasmund und Mönchgut und der Insel Oie.“ In den letzten Jahren habe ich Elsbeerbäumchen in den Schluchten zwischen Stubbenkammer und Sassnitz öfters bemerkt.

Gegessen werden, hauptsächlich natürlich von Kindern, die müdig gewordenen Früchte des Elsbeerbaumes im Brieselang, bei Oderberg und sonst im Oktober und November. Man hat daraus auch bei uns früher Most bereitet, teils allein, teils zusammen mit den Knödelbirnen, die, wie ich früher ausführte, gleich den Früchten unserer Mispel und des Mehlbeerbaumes erst im beginnenden Zustande der Zersetzung geniessbar werden. Auch dies würde für die von mir zuvor angedeutete Herstellung von Sorbet im Orient aus *Sorbus*-Früchten sprechen.

Ich lege Ihnen noch die schönen roten Früchte von *Sorbus fennica* sowie vom Mehlbeerbaum (*Sorbus Aria*) vor, mich mit Freuden an die

schönen Mehlbeerbäume erinnernd, welche, als ich im Jahre 1894 im Frühsommer den herrlichen wilden Eibsee in Oberbayern an der tirolischen Grenze besuchte, durch die weisse Farbe der Unterseite der Blätter zwischen dem dunkeln Fichtengrün hindurchleuchteten und, da die Oberseite noch hellgrün war, das felsige Ufer wie mit einem lichtgrünen Kranz umgaben.

Sonst lege ich Ihnen noch vor *Pirus scandica* Bab. (= *P. intermedia* Ehrh.) vom Pfarrgarten zu Kloster auf Hiddensöe, *Cydonia vulgaris* Pers., ebendaher vom Schwedenhagen, wahrscheinlich vor Jahrhunderten durch Mönche eingepflanzt. Ferner *Sorbus domestica* L., den Speierling oder Spierlings-Baum (franz. le Cormier), Früchte birnenförmig, zuweilen apfelförmig, bis 3 cm lang, grünlichgelb, rotbäckig. Der schöne Baum wird langsam wachsend bis 200 Jahre alt. Die Früchte sind ebenfalls teig essbar. Hat ein bräunliches, wegen seiner Zähigkeit und Festigkeit geschätztes Holz, während das Holz vom Mehlbeerbaum (franz. le Viorne) rötlich-weiss, fein, zähe, fest ist und sich nicht wirft.

Anführen will ich bezüglich des Elsbeerbaumes (franz. le Sorbier torminal) noch eine Stelle aus Dr. Hareld, Othmar Lenz, Gemeinnützige Naturgeschichte, Gotha 1854: „Sobald sie (die Beeren) im Herbst durch einen Frost teig geworden sind, geben sie eine angenehme Speise. So wie man nach keinem frischen Obst Bier trinken darf, so muss man es nach diesem besonders vermeiden, selbst Wasser kann dadurch Bauchweh verursachen. Der Baum wächst vorzugsweise auf Kalkbergen wild, kann 60' hoch werden, hat ein vortreffliches, rötliches, feines, festes, zähes Holz, das sich gut polieren lässt und sich nicht leicht wirft.“

Dr. Aug. Garcke: Flora von Mittel- und Nord-Deutschland schreibt: „*Pirus torminalis* Ehrh. Elsbeere, Ruhsbirne. In Bergwäldern zerstreut, im nördlichen Deutschland seltener (Oderberg, Pählitzwerder im Paarsteiner See, Gerswalde bei Prenzlau, in Merulenburg, auf Rügen, in Preussen bei Stuhm und Montken).“

Auf das langsame Reifen der Elsbeerfrüchte und ihrer Verwandten bezieht sich das italienische Sprüchwort: „con tempo e pazienza maturono le sorbe“ (Mit Zeit und Geduld werden selbst die *Sorbus*-Früchte reif); gemeint ist hier eigentlich, wie mich Dr. Bolle belehrt, die mehr südliche *Sorbus Azarolus* bzw. *Sorbus domestica*, von welcher letzteren Dr. C. H. Persoon in seiner *Synopsis Plantarum* II. 39 schreibt: „Hab. in Eur. calidioribus. Grandaeva primum fructificat.“ Il sorbo heisst der Baum, la sorba seine Frucht auf Italienisch. Lateinisch heisst bei Cato, Columella, Vergil, Plinius u. A. der Baum *Sorbus*, die Frucht *Sorbum*.

Endlich erwähne ich noch, ohne auf die vielfachen interessanten Kreuzungen der verschiedenen *Sorbus*-Arten einzugehen, die in unseren gewählteren Gärten auch wohl vorkommenden *Sorbus latifolia*,

die zuerst in den Waldungen von Fontainebleau bemerkt worden und deshalb Alisier de Fontainebleau genannt worden ist, wobei ich vermuten möchte, dass der Stammlaut der Wörter Elsbeer, Elsebeer und Alise, Alisier sprachlich verwandt sei. Da der Speierling oder Sperberbaum, *Sorbus domestica*, auch Arlesbeerbaum genannt wird, so wäre eine weitere sprachliche Frage die, ob dieses übrigens auch etwas an Elsebeer oder Elsbeer anklingende Wort mit der Stadt Arles, lateinisch Arelate in Verbindung gebracht werden darf? Auch der Ausdruck Atlasbeeren kommt für Elsbeeren vor (Kerner, Pflanzenleben, II. Aufl., Bd. II, S. 673).

Schliesslich empfehle ich die genannten *Sorbus*-Arten, soweit sie unser Klima vertragen, zur vermehrten Anpflanzung in unserer Heimat, besonders auf den Schutt- und Abraum-Halden der Rüdersdorfer Kalkberge. Ich habe mich gefreut, in diesem Jahr zu sehen, wie eine pommersche Gemeindeverwaltung, die der alten Universitätsstadt Greifswald, fleissig die seltenen *Sorbus*arten in ihren Anlagen z. B. auf der Naugangswiese, im Müntergrund u. s. w. angepflanzt hat. Möge unser Mitglied, Herr Garten-Direktor Mächtig, wenn es noch nicht geschehen sein sollte, uns und unsere Nachkommen mit diesen herrlichen Nutzbäumen im Treptower Park, im Plänterwald beim Eierhäuschen und auf den Hängen des Kreuzberges recht ausgiebig erfreuen.

B. Ausgelegt wird ferner heut Abend:

W. Lackowitz, Flora von Berlin und der Provinz Brandenburg. Anleitung die in der Umgebung von Berlin und bis zu den Grenzen Brandenburgs wild wachsenden und häufiger kultivierten Pflanzen auf eine leichte und sichere Weise durch eigene Untersuchung zu bestimmen. Zwölfte Auflage. Berlin. Verlag von Friedberg & Mode. 1901.

Herr Dr. Bolle berichtete darüber wie folgt:

Die Anziehungskraft, welche die vegetative Natur unserer Heimat auf ihr sympathisch gestimmte Gemüter ausübt, ist eine so lebhaft, dass nach Ablauf gewisser Zeiträume sich immer neue Kräfte ihrer Bearbeitung zuwenden, ältere aber in ihrem Studium, sich ändernden Verhältnissen Rechnung tragend, verharren. Neben den mustergültigen und umfassenderen Arbeiten eines Ascherson, dem sich neuerdings Dr. Graebner hülfreich und befähigt zugesellt hat, kennt seit lange schon die Floristik Herrn Lackowitz als einen ihrer gediegensten Förderer. Seine Flora von Berlin liegt in gänzlich umgearbeiteter Gestalt vor und zwar stellt sich dieselbe in einer Form dar, welcher vorzugsweise Lob dafür gebührt auf ebenso rationellem wie leicht fasslichem Wege für Erlangung praktischer Erfahrung Pfadfinderin zu sein. Es giebt keinen stärkeren Beweis für ihre Vorzüglichkeit als die Thatsache einer verlangten und nun erschienenen 12. Auflage. Zum Schulunterricht in hohem Grade vorteilhaft verwendbar,

dürfte sich der hübsch ausgestattete kleine Band auch für weitere Kreise als ein nutzbarer Ratgeber erweisen und demgemäss den guten Zweck erfüllen, der Kenntnis vaterländischen Grüns neue Jünger zu werben. Den modernen Wandlungen der Wissenschaft ist darin ausgiebig Rechnung getragen. Ausserdem erfreut den Leser die beruhigende Schlussfolgerung, dass vielfach hemmender kultureller Entwicklung zum Trotz die wilde Flora des alten Bodens, wenn auch zurückgedrängt, immer noch kräftig fortlebt und fortfahren wird, ihren gewohnten Zauber auch ferner auszuüben. Es darf als besonderes Verdienst des Verfassers, der zumal auf dem Gebiet der Riedgräser (*Carex*) Hervorragendes geleistet hat, gelten, abstrakteren Tendenzen gegenüber einen Stamm greifbarer Pflanzenkenntnis in Wald und Flur lebendig zu erhalten.

C. Herr Kustos Buchholz über malerische Volkstrachten.

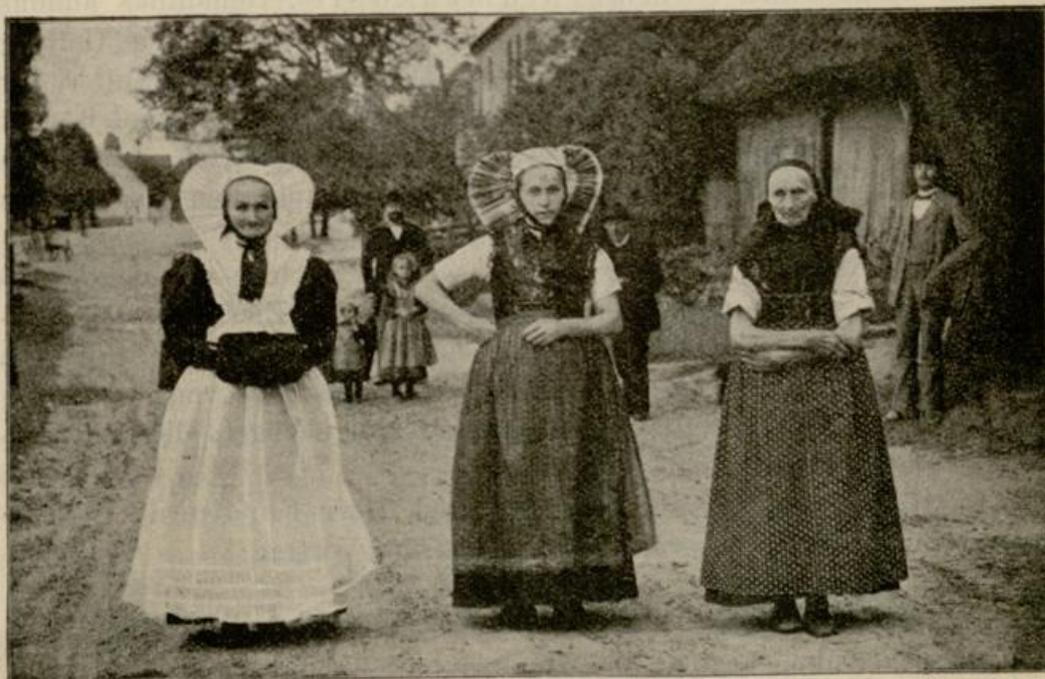
Wie schon der Herr Vorsitzende andeutete (vgl. S. 320 No. 12), hat das Märkische Museum durch Vermittelung des Herrn Pfarrer Zimmermann in Nieder-Görsdorf Proben der im Fläming noch jetzt gebräuchlichen Frauentrachten erhalten, die hier in natura und Abbildungen vorliegen.

Vor 4 Jahren, gelegentlich der Vorlage von Frauentrachten aus dem Kreise Weststernberg, hatte ich darauf hingewiesen, dass der Gebrauch malerischer Volkstrachten innerhalb der Provinz Brandenburg, abgesehen von der Wendei, immer mehr im Verschwinden ist und, nachdem nun auch im Oderbruchdorfe Neu-Hardenberg selbst ältere Frauen die moderne Tracht vorziehen, die Dörfer des Oderdeichverbandes im Sternberger Kreise, Ziebingen, Rampitz, Grimnitz u. s. w., die letzten sein dürften, in denen sich die alten malerischen Trachten erhalten haben. Im Hohen Fläming, an der südwestlichen Grenze der Provinz Brandenburg haben sich solche Trachten auch noch erhalten, aber ich konnte sie damals nicht mitanführen, weil dieses Gebiet im wesentlichen der Provinz Sachsen angehört und die Märkischen Grenzen nur streift und weil Probetrachten noch nicht vorlagen.

Nun sind wir in die Lage gesetzt, auch dieses Trachtengebiet nachzuholen. Der gewöhnliche Festanzug wird hier, von einer Berliner Frau getragen, vorgeführt. (S. 1. Abblgd. flg. Seite, wo jedoch ortsangehörige Frauen dargestellt sind.) Er besteht aus einem weit gefalteten, die Füsse frei lassenden roten Rock mit schwarzem Sammet-Mieder, gesticktem Puffkädel (Oberhemd mit kurzen Ärmeln) und darüber um den Oberkörper geschlagenem kleinen bunten Tuch; eine weite bunte Schürze lässt vom Rock nur hinten einen Streifen sichtbar. Der Kopf ist mit einer gestickten Kappe bedeckt, die mit einem zusammengelegten Tuch cylindrisch, aber nur niedrig berandet wird. Die beiden Enden des Kopftuches gehen in grosse abgesteifte Flächen über, die flügelartig zu beiden Seiten des Hinterkopfes abstehen und, wie ein grosses Herz, den Hintergrund für das Gesichtsbild abgeben.

Auf untenstehendem 2. Bilde sind einige Abstufungen der Tracht bei älteren Frauen dargestellt, von denen namentlich auf die Abendmahlstracht der Frau links aufmerksam gemacht wird. Diese hält sich in ähnlichen Formen, ist aber nur schwarz und weiss und dazu gehört noch die grosse Schafpelz-Muffe.

D. Herr Grubenbesitzer Franz Körner hatte eine hervorragend schöne pomologische Ausstellung veranstaltet, welche durch seinen erfahrenen und geschickten Obergärtner Herrn Brandenburg zusammengestellt war, herührend aus dem der „Brandenburgia“ wohlbekannten Garten-Grundstück des Herrn Körner an der Jonas-Strasse zu Rixdorf. Herr Körner erläuterte die verschiedenen Sortimente und deren Kulturen eingehend, gab auch Zubereitungsrezepte und verteilte die ausgestellten Früchte mit freigebiger Hand unter die Zuhörer, welche dem Vortrag mit gespannter Aufmerksamkeit folgten.



Unter den Äpfeln sind folgende zu nennen: Lord Derby (Hochstamm); Kaiser Alexander (Spalier); Bismarck (Spalier); Geflammtter

Cardinal; Roter Calvill, auch roter Stettiner genannt; Goldzeugapfel (Hochstamm); GoldreINETTE von Blenheim; Zweden-Apfel; Weisser Winter-Apfel; Grauer Herbstapfel; London Pepping. Unter den Birnen erwähnen wir: König Karl von Württemberg (Spalier), 1½ Pfund schwer, man sieht sie auch in einem Schaufenster unter den Linden, sie sind aber wenig schmackhaft; Späte von Toulouse, bis 1¼ Pfund, Hochstamm, sehr tragbar; Clairgeaus Butterbirne; Birne von Tongres; Schwester-Birne; Pastoren-Birne; Minister Lucius; Boscs Flaschenbirne.

Aus Äpfeln kann man auf folgende Weise Gelee bereiten: Die rohen Äpfel werden gewaschen, dann geschält, das Herz herausgeschnitten und in einem Emaille-Topf gekocht. Der Brei wird durch Mull gekeltert und nun mit Zucker gesüsst und zwar auf 1 Pfund Äpfel 1 Pfund Zucker. Wenn der Brei sämig vom Löffel fliesst, wird er in Gläser gefüllt und dort luftdicht abgeschlossen.

Neben den Äpfeln und Birnen waren auch Tomaten ausgestellt. Diese wurden früher nur in Frankreich und Italien gezogen. Sie liefern einen sehr gesunden Salat, der zu jedem Braten passt. Die grünen Tomaten können mit Zucker zubereitet werden und liefern ein Compot, das dem der Stachelbeeren gleicht.

Zu den formenreichsten Früchten gehören die der Zierkürbisse. Es waren 50 verschiedene ausgestellt. Unter ihnen: Türkenbund, Regenschirm, Mimose, Syphon, Apfelsinen, Auguren, Pommeranzen.

Die ausgestellten Sommerblumenköpfe (*Helianthus annuus* Bismarckianus) haben einen Durchmesser von 47 cm und einen Umfang von 1½ m; sie enthalten 4000 Körner. Diese dienen als Futter für Gänse, Enten, Hühner, Papageien u. s. w. Das Mark der Stengel ist mit Erfolg bei der Herstellung von Schwimmgürteln verwertet worden, da es siebenmal leichter als Kork ist. Die Körner enthalten ein Öl, das als Speiseöl sich verwerten lässt.

Endlich waren noch Obstzweige ausgestellt, welche von der Blutlaus befallen waren, und Zweigstückchen mit den Eiern der Ringelraupe. Als Mittel zur Bekämpfung beider Schädlinge empfiehlt sich Abwaschen mit Bordelair-Brühe oder mit einem Gemisch von Petroleum-Seifwasser. Die beste Hilfe gewähren aber einige Vögel: die Schwarzdrossel, Finken, Meisen und Sperlinge.

E. Hierauf hielt unser Ehrenmitglied Herr Ferdinand Meyer einen durch bildliche Darstellungen erläuterten Vortrag:

Im altberlinischen „Triangel“ und seiner Umgebung.

Zu jenen alten Stätten und Häusern, an welche Erinnerungen aus einer denkwürdigen Vergangenheit sich knüpfen, gehören auch diejenigen des von Friedrich Nicolai (1786) so bezeichneten „Triangels“ und seiner Umgebung auf dem Friedrichswerder.

Und er begründet diese Bezeichnung damit, dass die Adlerstrasse eigentlich zwei Strassen, wie zwei Seiten eines Triangels bildet, wozu die Holzgartenstrasse die dritte Seite darstellt.

In früherer Zeit breitete sich hier, umschlossen von der heutigen Alten Leipziger-, der Unterwasser- und Kurstrasse, der v. Oppenheimsche Garten bis zur Schleusenbrücke aus. Diesen Garten hatte Kurfürst George Wilhelm von einem späteren Besitzer, dem Oberförster Freitag, zur Erweiterung des „Jägerhofes“ erworben, welcher auf dem angrenzenden Terrain zwischen dem Hausvogtei-Platz und der Jägerstrasse einerseits, und der Oberwall- sowie der Kurstrasse andererseits lag und bis 1553 den Tobiasschen Garten bildete.

Nachdem dann Kurfürst Johann George denselben für 800 Gulden zur Erweiterung des bis dahin sich erstreckenden Tiergartens erworben, legte die Gemahlin des Kurfürsten Joachim Friedrich, Katharina, welche eine besondere Liebhaberei für die Landwirtschaft hegte, ein Vorwerk darauf an. Dasselbe ging nach dem Tode Katharinas, 1602, auf die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Leonora, über, diente aber bald darauf an Stelle des alten, baufällig gewordenen Jägerhofes zur Jägerei.

Auch Kurfürst Johann Sigismund huldigte mit Leidenschaft dem edlen Waidwerk. Aus seiner Zeit ist eine Schilderung der dortigen Örtlichkeit von Interesse, die wir dem Tagebuche des hochangesehenen Augsburger Handelsherrn Philipp Hainhofer entnehmen, welcher im Oktober 1617 auf der Rückreise vom Hofe des pommerschen Herzogs Philipp in Berlin verweilte: „Das Vorwerk der Kurfürstin, darneben etliche Handwerker, die täglich zu Hofe benöthiget, wohnen. Darbei ein Wagenhaus nebst den Stallungen für die Kutschen-Pferde; das Jägerhaus, auch sonst noch ein Haus, darinnen die Wünd-Hetzer (Windhund-Dressierer) wohnen; das Ballhaus, und würdt dieser Ort „auf dem Werder“ genannt, gehet über die Hundsbruggen (heutige Schlossbrücke), darüber man die Jagdhunde führet.“

Das Ballhaus, in welchem keine Bälle gegeben, sondern geschlagen wurden, stand an der Ecke der Unterwasser- und Alten Leipzigerstrasse (No. 1). Der Grosse Kurfürst liess das während des dreissigjährigen Krieges verfallene Gebäude zur Pflege des Ballspieles, als einer guten Körperbewegung wieder herrichten; denn an Festlichkeiten konnte Friedrich Wilhelm und die kleine Hofwelt in der damaligen drangsallvollen Zeit wenig denken.

Verhängnisvoll für Berlin gestaltete sich insbesondere der 20. Januar 1647, an welchem Tage Schwarzenberg, aus Besorgnis vor einem Angriff der Schweden unter dem Obersten Stahlhantsch, die Werdersche und Köllnische Vorstadt durch den Obersten Dietrich von Kracht mit Pechkränzen niederbrennen liess, wobei 103 Häuser eingeäschert wurden.

Vom Feuer verschont blieb in der zum Teil verschanzten Werderschen Vorstadt die Gegend der Kurstrasse und das Jägerhaus.

Wenden wir uns dem Ballhause wieder zu, so zeigten manche der höheren Ballschläger sich durchaus des Vertrauens unwürdig, das der Kurfürst in ihre Ehrenhaftigkeit gesetzt hatte. Es geht dies aus folgendem Reskript desselben hervor:

„Wir geben hiermit männiglich zu vernehmen, welcher Gestalt wir in Erfahrung kommen, dass sich unter vielen etzliche sowohl adlige als bürgerliche Standespersonen sollen unterstanden haben, wenn sie in Unserem Ballhaus allhier gespielt, nicht allein ohne Bezahlung davonzugehen, sondern auch ohne Respekt des Burgfriedens, den Wir insonderheit in Unsern eigenen Häusern wollen gehalten haben, Unseren Ballmeister oder dessen Bediente, wann sie die gebührliche Zahlung für die ausgegebenen Bälle und ander Zubehör gefordert, mit gröblichen Schimpfworten ganz importun anzugreifen, ja oft gar mit Schlägen abzudecken.“

Mit einer detaillierten Ballhaus-Ordnung sollte nunmehr gegen die Übelthäter ernstlich eingeschritten werden.

Neben dem Ballhause führte in der Alten Leipziger Strasse ein Durchgang zu dem kurfürstlichen Gartenterrain. Hier lief, gegenüber dem Mühlengraben zwischen der Brüderstrasse und den Grundstücken „An der Schleuse“ ein Ausfluss des Spreearmes durch den späteren „Triangel“ und umgab bis zur heutigen Bau-Akademie den Garten wie ein Bassin. Noch im Jahre 1654 wurden in diesem zum Teil sumpfigen Graben Hechte „gestochen“, dann erfolgte bis 1678 die Zudämmung desselben bis auf ein schmales Gerinne, das Schlüter teilweise zu dem von ihm angelegten neuen Münzkanal verwendete.

Küster berichtet in seinem „Alten und Neuen Berlin“, dass in diesem Garten Bären gehalten wurden und, soviel das sehr morastige Erdreich leiden wollen, auch (kurfürstliches) Brennholz darum gesetzt worden; wie denn itzo eine Strasse auf dem Friedrichswerder hiervon den Namen „Holzgarten-Gasse“ führt.

Auch die Adlerstrasse des „Triangels“ soll ihre Bezeichnung den Adlern und Geiern verdanken, welche der Grosse Kurfürst hier in der Nähe unterhielt.

Bald nach seinem Regierungsantritt war, 1646, die Umwandlung des von allen Seiten offenen Jägerhofes in einen „Baumgarten“ erfolgt, der mit einer ansehnlichen Mauer umgeben wurde. Später in die neuen Festungswerke der Stadt eingezogen, fand eine Abholzung des Baumgartens bis auf einige, das schmale Jägerhaus umschattende Bäume statt, welcher Gestalt dasselbe auf dem Merianschen Plane, und zwar auf der heutigen Stätte No. 10 in der Oberwallstrasse, erscheint.

Denn noch immer wurde das Jägerhaus von dem „grossen Nimrod“, wie Nikolas Peucker den Kurfürsten angesungen hat, benutzt. Vehse berichtet, dass die jährlichen Ausgaben für die Jagdpassion sich auf 54000 Thaler beliefen und eine ungeheure Menge von Pferden sowie mehr als 3000 Menschen in Anspruch genommen habe. Die Hirschjagden erstreckten sich nicht nur auf den Grunewald, sondern auch auf das Kaputer Revier und Lehnin. Eine der glänzendsten Jagden fand im Oktober 1679 bei Kaput statt; sie dauerte zwei Wochen, während welcher über dreihundert Kapitalhirsche erlegt wurden. Dreimal, so berichtet Vehse, habe der Kurfürst, von der Gicht und andern Molesten geplagt, sich in einem Stuhl auf den Anstand tragen lassen. Seinen Geburtstag (16. Februar) feierte er grösstenteils durch eine Jagd, zu denen sonst noch Hasen- und Kaninchenjagden bei Werder sowie Reiherbeizen bei Kaput gehörten. So berichten die „Märkischen Annalen“, dass im Mai des Jahres 1710 bei einer solchen Beize ein Reiher gefangen wurde, welcher vier Ringe um den Fuss trug, deren einer vom Grossen Kurfürsten herrührte. Man fügte denselben einen fünften hinzu und schenkte dem Vogel nochmals die Freiheit.

Kehren wir zur Entwicklung unseres Stadtteils zurück, so hatte der Kurfürst bereits vor Beginn des Festungsbaues den ganzen Friedrichswerder, welchem er wegen der Nähe seines Schlosses besondere Aufmerksamkeit widmete, den dazu Bemittelten zum Anbau überlassen. Bereits im Jahre 1667 konnte der neue Stadtteil einen eigenen, aus Bürgermeistern und Ratsherren bestehenden Magistrat wählen, welchem Simonetti 1672 ein Rathaus erbaute, dessen später noch eingehender gedacht werden soll.

Damals belief sich die Zahl der neuen Häuser auf 92, von denen freilich die Hälfte kurfürstlichen Hofdienern gehörte. So war eines der ersten dasjenige des Hofjägers Emmerich in der heutigen Kurstrasse (No. 43), der „Goldene Hirsch“ genannt.

Demnächst liess hier, No. 52 und 53, der Staatsminister v. Danckelmann im Jahre 1674 nach Nerings Entwürfen sein Palais erbauen, welches dann, nachdem der Minister in Ungnade gefallen, von Staatswegen eingezogen und zur Wohnung für fremde fürstliche Personen, zu denen auch der „alte Dessauer“ gehörte, bestimmt wurde. Diesem Umstande verdankte es bekanntlich seine Bezeichnung als „Fürstenhaus“.

Zur Zeit König Friedrichs I. war dagegen der angebliche Feldzeugmeister und Generalfeldmarschall der Bairischen Armee, Graf Gaetano de Ruggieri wiederholt ein Bewohner jenes Hauses. Als vermeintlicher Besitzer des „Steines der Weisen“ gelang es ihm durch Vermittelung des Grafen v. Wartenberg, in Gegenwart des Königs eine Probe des Goldmachens abzulegen, indem er Silbermünzen scheinbar in das edlere Metall verwandelte. Nachdem er vierzehn Tage hindurch königlich be-

wirtet worden, nach der dritten Probe aber die erhofften Gnadengeschenke ausblieben, entwich Gaetano aus Berlin, bis er nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten nach Hildesheim gelangte, wo seine Verhaftung auf Verlangen des Königs erfolgte. Wiederum erhielt er jenes Haus zu ferneren Experimenten angewiesen, die ebenfalls resultatlos verliefen, so dass ihn der König nach der Veste Küstrin bringen liess, wo er bis zur Erfüllung seines Versprechens verbleiben sollte. Dort wusste Gaetano als geschickter Chemiker so glücklich zu experimentieren, dass am 19. Februar 1707 seine Überführung nach Berlin erfolgte und er zum dritten Male das Fürstenhaus als Wohnung und Laboratorium erhielt. Auf königliche Kosten wurden ihm und seiner zweiten Gattin — der bildschönen Tochter einer Wiener Hebeamme — täglich zehn Schüsseln zu Mittag, und deren acht zur Abendmahlzeit geliefert.

Das herrliche Leben in Gesellschaft seiner Gönner und neuen Freunde sollte jedoch gegen Ende Oktober einen unerwarteten Abschluss finden, als Graf von Wittgenstein erschien mit dem bestimmten Auftrage des Königs, Gaetano solle unverzüglich einen halben Zentner Gold in natura herstellen.

Wiederum gelang es dem Pseudo-Alchimisten, bei Nacht und Nebel Berlin zu verlassen und Frankfurt am Main zu erreichen, wo jedoch seine Verhaftung erfolgte. Am 8. Mai 1708 nach Küstrin gebracht, wurde nunmehr die Untersuchung gegen ihn eingeleitet, und am 2. August des folgenden Jahres vom Könige das Urteil bestätigt, als Fälscher und Dieb durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Nach damaligem Brauche legte man ihm ein Gewand von Flittergold an, und mit gleichem Stoffe war auch der Querbalken des Galgens ausstaffiert, an welchem Gaetano verendete.

Seine Gattin war schon während der langen Untersuchungshaft desselben vor Gram gestorben.

An die Geschichte des Fürstenhauses knüpft sich auch der Name Johann Karl v. Eckenbergs, par excellence der „starke Mann“ genannt. Sofort nach seiner ersten Ankunft in Berlin, 1717, hatte er das Glück, im Charlottenburger Schlosse eine Vorstellung zu geben und durch seine bedeutende Leibesgrösse und stattliche Erscheinung den König für sich einzunehmen. Ein besonderes Bravourstück war es, dass Eckenberg eine 20 Zentner schwere Kanone, auf welcher zum Überfluss noch ein Tambour mit der Trommel sass, mit einer Hand aufhob und so lange in der Luft hielt, bis er mit der anderen ein Glas Wein ausgetrunken hatte. Unter ungeheurem Zulauf des Publikums gab er nun in einer Bretterbude auf dem Neuen Markt seine Vorstellungen, und kehrte dann nach mancherlei Kreuz- und Querzügen im Jahre 1731 mit einer Truppe von Seiltänzern (Spatenschläger genannt) und Schauspielern nach Berlin zurück. Hier eröffnete er als privilegirter „Hof-Komödiant“

seine Vorstellungen in dem über dem königlichen Reitstall in der Breiten Strasse befindlichen Theater. Oft erschien der König, um sich an „Doktor Fausts Höllenfahrt“, der „artigen Grundsuppe der Welt“ und anderen Darstellungen seiner privilegierten Recreationsbeamten zu ergötzen.

Inzwischen aber scheint Eckenberg, welcher mit der Erbauung eines Hauses an der Ecke der Charlotten- und Zimmerstrasse begonnen, auch sonst wohl mehr ausgegeben als eingenommen hatte, in Geldverlegenheit geraten zu sein; denn er verweigerte nicht nur die Armenabgabe von einem Thaler für jede Vorstellung, sondern auch die „Musikanten-Nahrungsgelder“ von 6 guten Groschen. Andererseits beklagte sich die königliche Kartenkammer, dass Eckenbergs Komödien dem Debit der Spielkarten einen empfindlichen Abbruch thäten.

Wurden nun auch die „Musikanten-Nahrungsgelder“ durch Kabinettsordre niedergeschlagen, so wusste Eckenberg andererseits aus der ihm gemachten Eröffnung Nutzen zu ziehen. „Es ist mir unendlich schmerzlich,“ schrieb er an den König, „dass ich durch meine Komödien die königliche Kartenkammer molestiere; so bitte ich denn um die Erlaubnis, Assambléen einrichten zu dürfen, bei denen Karten gespielt und eine honette Unterhaltung geführt werden kann, wie dies bisher bei den Assamblées in den adligen Häusern gehalten worden ist.“

Dieser Plan fand die Genehmigung des Monarchen und wurde durch Ordre vom 7. Januar 1733 derart ins Werk gerichtet, dass Eckenberg, als „Entrepreneur der Assambléen“, dieselben im sogenannten Fürstenhause in der Kurstrasse des Dienstags und Freitags abhalten sollte. Und zwar hatte er Holz und Licht, Spieltische und zwei Chor „Hautbois“ zu fournieren, wohingegen ihm diejenigen, welche bisher die Assambléen gehalten, 30 Thaler pro Kopf zahlen und dafür, ausser freiem Zutritt, den ganzen Winter hindurch Kaffee, Thee, Schokolade und Limonade unentgeltlich erhalten sollten. Für die übrigen Teilnehmer war das Entree auf 8 Groschen festgesetzt, sie mussten die Getränke besonders bezahlen, und die Spieler 16 Groschen Kartengeld erlegen. Befreit von diesen Beiträgen blieben die Kapitäns und Subalternen.

Zu diesen Assambléen fand selbst der hohe Adel sich ein und Eckenberg verstand es, die Versammelten so gut zu unterhalten, dass der König gegen die bisherige Gewohnheit die Assambléen bis zum unmittelbaren Beginn der Fasten gestattete.

Im April 1733 ging Eckenberg nach Halle, um dort, mit einem speciellen Befehl des Königs versehen, Vorstellungen zu geben.

Seine spätere Anwesenheit in Berlin interessiert uns hier nicht weiter. Es sei nur angeführt, dass der Tod den Dreiundsechzigjährigen 1748 im Lager bei Luxemburg überraschte; er endete in Elend und Vergessenheit.

Im unteren Geschoße des Fürstenhauses befand sich später die General-Kriegskanzlei, im zweiten Geschoße seit 1766 die königliche Stempel- und Kartenkammer und im dritten Geschoße wohnten, wie Nicolai angiebt, die Königlichen Pagen, wenn der König in Berlin verweilte. Und bereits in den Adresskalendern aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts heisst es, dass der Pagenmeister Michel Katsch auf dem Friedrichswerder „hinter der Münze auf dem Pagenhof“ wohnte.

Im Jahre 1832 gelangte das Gebäude, in welchem sich dann eine zeitlang das Friedrich-Werdersche Gymnasium befand, tauschweise an den Magistrat.

Als bemerkenswert in der Kurstrasse ist auch das einstige erste Berliner Pfandleihhaus zu nennen, welches die vornehmere Bezeichnung „Adresshaus“ führte. Das Privilegium zu demselben erhielt im Jahre 1692 ein Refugié, Namens Nicolaus Gauget. Ein Jahrhundert später gehörte es als solches den Humbertschen Erben. Nachdem Friedrich der Grosse 1764 das Bank-Institut begründet hatte, wurde dasselbe aus dem Thieloschen Hause auf der Dorotheenstadt in das 1690 von Nehring für den Oberjägermeister zur Amtswohnung bestimmte Gebäude in der Jägerstrasse verlegt. Nach einer bedeutenden Erweiterung des Gebäudes fand dann im Jahre 1833 ein abermaliger Umbau statt, welcher auch die Vergrösserung des Instituts durch den Ankauf und Neubau des angrenzenden „Adresshauses“, Ecke der Kurstrasse, zur Folge hatte.

Ursprünglich führte hier die Kurstrasse bis zur Alten Leipziger Strasse die Bezeichnung „Alte Friedrichstrasse“ und bis zum Spittelmarkt „Breite Gasse“, dann „Kurfürstenstrasse“. Um das Jahr 1790 in „Kurstrasse“ abgekürzt, ging diese Benennung auch auf den anderen Strassenteil über.

Der nivellierende Zug der weltstädtischen Entwicklung hat auch hier eine weitgreifende Wandlung bewirkt. Von dem ehemaligen Eldorado der Antiquariats-Buchhandlungen bis herab zu jenem Original eines „fliegenden“ Buchhändlers, welcher seine nur dürftigen Schätze auf einem kleinen Tisch am Werderschen Markt feilbot, ist kaum noch eine Spur vorhanden.

Neben dem Danckelmannschen Palais (dem späteren Fürstenhause) erhob sich auf einem freien Platze das bereits im Jahre 1672 von Simonetti erbaute Werdersche Rathaus am damaligen „Kälbermarkt“, dem späteren Werderschen Markt, auf dem namentlich Kälber feilgeboten wurden.

Das mit einem Glockenturm versehene Rathaus diente, in Ermangelung eines Gotteshauses, der Andacht und auch der Gerichtspflege. Überdies vereinigte es neben dem Stadtkeller das Gefängnis, die Folterkammer und einen Brodscharren in sich. Schliesslich auch mussten im oberen

Geschosse dem 1681 gestifteten Friedrichswerderschen Gymnasium einige Zimmer eingeräumt werden.

Nachdem das Rathaus im Jahre 1794 abgebrannt war, entstand auf seiner Stätte ein neues Münzgebäude, dessen Bau dem aus Italien zurückgekehrten Professor Genz (ein Bruder des als Politiker und Historiker bekannten Hofrats in Wien) übertragen und in einem für die damalige Zeit grossartigen Stil ausgeführt war. Die Vorderfassade hatte ein vorspringendes Rifalit und eine Freitreppe, die zur Thür zwischen zwei dorischen Säulen führte. Der im zweiten Stockwerk um das Gebäude in einer Länge von 116 Fuss hinlaufende Fries, eines der kunstreichsten Werke Gottfried Schadows, bildete wie derjenige des Phydias im Pantheon, ein sinnvolles Ganze: das Gewinnen der Metalle, die Verarbeitung und das Münzen derselben. Endlich auch stellen sie in bildlicher Form die Anwendung des Geldes dar, wie durch dasselbe die schönen Künste und namentlich die Baukunst hervorgerufen werden. Nach dem Abbruch des Gebäudes wurde das Relief an der Fassade des jetzigen Münzgebäudes in der Unterwasserstrasse 2 bis 4, wo sich bis dahin die Amtswohnungen und ein Teil der Münz-Büreaus befanden, wieder angebracht.

Die älteste Nachricht über die Münze reicht bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts; und zwar befand sich dieselbe in dem Hause Poststrasse No. 5, als dessen erster Besitzer 1540 Bartholomäus Heyser genannt wird. Fünf Jahre später vertauschte dann der damalige Eigentümer, ein Dr. Thieme, das Grundstück gegen No. 6, wohin die gleichzeitige Verlegung der Münze stattfand. Dort verblieb sie bis 1593, als ihre Unterbringung in ein Seitengebäude des Schlosses erfolgte. Von dort verlegte sie der Grosse Kurfürst im Jahre 1680 in den unteren Teil des zur Wasserkunst bestimmten Turmes an der heutigen Adler-ecke des Schlosses.

König Friedrich I. gefiel sich in dem Gedanken, den höchsten europäischen Turm in seiner Hauptstadt zu besitzen, den das eigens zu diesem Zwecke aus Holland verschriebene, später der Parochialkirche überwiesene Glockenspiel krönen sollte. So wurde denn Andreas Schlüter 1701 beauftragt, den Turm, nach Verlegung der Münze in das Gebäude No. 2 der Unterwasserstrasse, bis auf 280 Fuss zu erhöhen.

Das Misslingen dieses Unternehmens ist bekannt. Noch sind die Entwürfe Schlüters vorhanden, und unter demjenigen des von ihm angelegten zweiten Fundaments, welches die gewaltige Last des Turmes nicht zu tragen vermochte, stehen von des Künstlers Hand die in sichtbarer Erregung niedergeschriebenen Worte: „Das ist die Stelle alles meines Unglücks.“

Zum Betriebe der neuen Münze hatte Schlüter den Münzkanal, unter Benutzung des bereits erwähnten, im Jahre 1678 bis auf ein

schmales Gerinne eingeengten sumpfigen Ausflusses angelegt, dessen Überwölbung erfolgte. Dann fand im Jahre 1750 eine Erweiterung der Münze durch Hinzunahme der angrenzenden Hausvogtei No. 3 und 4 der Unterwasserstrasse und des hinter den Grundstücken derselben, einschliesslich des Münzkanals, bis zur Holzgartenstrasse No. 1—3 sich hinziehenden Terrains statt. (Zwei Jahre darauf wurde in der Münzstrasse No. 10—12 eine zweite, die nunmehrige „neue“ Münze erbaut, welche, gleich der Hauptmünze, unter der Oberaufsicht des General-Münzdirektors Graumann stand. Später wurden die Räume zur königlichen Münzmaschinen-Bauanstalt verwendet.)

Nach Erweiterung der alten Münze erfolgte die Verlegung der Hausvogtei nach dem heutigen gleichnamigen Platze, welcher auf dem damals erschienenen grossen Schmettauschen Plane die Bezeichnung „Jerusalems Platz“, nach der Jerusalemerstrasse, führte. Zu Nicolais Zeit (1786) hiess er das „Quarree“ (obgleich er nicht viereckig war), auch „Krähenmarkt“ und „Schinkenplatz“. Letzteren Namen erhielt er nach der schon 1750 auf dem Schmettauschen Plane vorhandenen „Schinkenbrücke“, welche über den Festungsgraben nach der Mohrenstrasse führte, woselbst ein westfälischer Schinkenhändler sich etabliert haben sollte.

Zu den denkwürdigen Gebäuden in der Umgebung des „Triangels“ gehört auch No. 1 der Alten Leipziger Strasse, Ecke der Unterwasserstr.

Der Grosse Kurfürst hatte die Stätte des ehemaligen Ballhauses seinem Günstling, dem „Direktor der Brandenburgischen Fregatten“ Benjamin Raule zur Errichtung eines Wohnhauses geschenkt, mit dessen Bau im Jahre 1678 begonnen wurde. Nachdem dann acht Jahre später die bis dahin getrennten Verwaltungen der bewaffneten Schiffe und die der Handelsunternehmungen nebst der Marinekasse und den Chargengeldern unter Raules General-Direktion gelangt waren, wurde sein Haus zum vollständigen Marine-Ministerium.

Aus jener Zeit sei daran erinnert, dass der Major v. d. Gröben 1683 das kurfürstliche Fort Gross-Friedrichsburg an der afrikanischen Küste erbauen und dasselbe mit 20 Kanonen nebst einer Garnison versehen liess. Als ein geeigneter Unterhändler mit den Negern, soll er es nicht verschmäht haben, eine schwarze Schöne zur Gattin erwählt, und dieselbe am Berliner Hofe vorgestellt zu haben.

Nach dem Tode des Kurfürsten hatten Raules Feinde den Sturz des fremden Emporkömmlings durch unbegründete Verdächtigungen herbeizuführen versucht, bis es ihnen gegen Ende des Jahres 1698 gelang, seine Verhaftung wegen angeblicher Unterschlagung kurfürstlicher Gelder herbeizuführen. Er wurde nach Spandau gebracht und sein gesamtes Besitztum, wozu auch das Gut Rosenfelde (jetzt Friedrichsfelde) gehörte, mit Beschlagnahme belegt.

Als dann im Jahre 1702 die preussische Handelsgesellschaft, welche ihren Sitz in Emden hatte, in Verfall geriet, wurde Raule aus der Haft entlassen, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen; doch waren dieselben so ungünstiger Art, dass die preussische Seemacht ein baldiges Ende nahm.

So erblicken wir in jenem Hause die eigentliche Geburtsstätte unserer jetzigen Marine-Verwaltung. Doch was vor nunmehr 200 Jahren nach dem tragischen Ende Raules schnell wieder verlief: die See- und Kolonialmacht des Grossen Kurfürsten, das ist jetzt der Stolz und die Zuversicht der deutschen Nation geworden!

Auch die Sage bemächtigte sich jenes Hauses. Zur mitternächtigen Stunde wollte man in dem Seitengebäude, woselbst die Marinekasse und Chargengelder sich befanden, das Ausschütten gefüllter Geldbeutel vernommen haben, deren Inhalt Raule unterschlagen haben sollte.

Nachdem später sein Haus in den Besitz des Arztes Dr. Kurella, des Erfinders des nach ihm benannten Brustpulvers, gelangt war, verweilte hier wiederholt Gotthold Ephraim Lessing während seines siebenmaligen Berliner Aufenthaltes.

Mit welchen Gefühlen der Dichter im April 1767 die „Königin der Städte“ verlassen hatte, in welcher „die deutsche Muse von dem grössten deutschen Sohne, von des grossen Friedrichs Throne ungeehrt und schutzlos ging“, ist bekannt. Noch lange erfüllte ihn die getäuschte Hoffnung, als Bibliothekar eine feste Stellung zu erlangen und so für immer an Berlin gefesselt zu bleiben, mit bitterer Stimmung.

Auf der Reise mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien verweilte Lessing vom 1. bis 15. März 1775 zum vorletzten Male in Berlin, und zwar bei seinem Bruder Carl, welcher als Beamter der Königlichen Münz-Direktion damals im Kurellaschen Hause wohnte. Während dieses kurzen Aufenthaltes fand ein reger Verkehr mit Moses Mendelssohn und Nicolai statt; die Unterhaltung drehte sich namentlich um den Charakter der Orsina (in „Emilia Galotti“) und um theologische Streitfragen, denen Lessing damals ein grosses Interesse widmete. — Im folgenden Jahre sehen wir ihn dann auf der Rückreise zum letzten Male in Berlin, vom 26. Januar bis Mitte Februar wiederum bei seinem Bruder wohnend.

Schliesslich sei auch erwähnt, dass im Seitengebäude jenes Hauses das Königliche Pass-Bureau und das von dem späteren Polizei-Direktor Saeger im Jahre 1836 errichtete Einwohner-Melde-Amt bis zu deren Übersiedelung nach dem Dienstgebäude am Molkenmarkt No. 1 sich befanden.

Über „Raules Hof“ führt seit alter Zeit der Durchgang nach dem „Triangel“, dessen Gebäude zum Teil auf dem eingeengten und demnächst überwölbten Ausfluss des Spreearmes, dem späteren Münzkanal, errichtet wurden. Es entstanden zunächst die Häuser No. 7, 8 und 9 in

der Holzgartenstrasse, von denen No. 8 wohl als ein Unicum sich herüber gerettet hat in das Häusermeer der aufgestiegenen Kaiserstadt.

Eine auf den Bürgersteig sich vorschiebende siebenstufige Treppe mit eisernem Geländer führt zum Hochparterre, über welchem das dreifenstrige erste Stockwerk mit einem hohen Giebelgeschoss sich erhebt.

Meine Ermittlungen über die Besitzer dieses Hauses, welches gleichzeitig mit dem Rauleschen 1669 erbaut worden ist, haben sich nur bis zum Jahre 1798 feststellen lassen. Damals war es ein Posamentiermeister Mohr; 1820 eine verhehlchte Kaufmann Schüler, welche die steinerne Treppe an Stelle der hölzernen herrichten liess. Dann erscheint seit dem 5. September 1851 der als „Pensionair“ bezeichnete invalide Unteroffizier Voigt, von welchem das Haus 6 Jahre später an die Familie Telge gelangte, welcher der jetzige Besitzer, unser Vereinsmitglied, der Königlich Rumänische und Herzoglich Sächsische Hofgoldschmied Herr Paul Telge angehört.

Der Unfall, dass am 18. Oktober 1884 ein Stück Dachgesims mit einem 2 m langen Balken sich ablöste, führte zur Feststellung des Jahres, in welchem das Haus erbaut worden ist. Es fand sich nämlich in der Maueröffnung eine mumifizierte Ratte vor, welche am Bande eine Medaille mit den von einem Lorbeerzweig umrankten Abzeichen des Maurergewerks aufzeigt, während auf der Rückseite die eingravierte Majuskelininschrift lautet: M(eister?) Hans Schild, 1669.

Nach einem am 19. April 1893 in der Werkstatt ausgebrochenem Brande liess Herr Telge einen Umbau der gesamten Wohnräume vornehmen, die eine wahrhaft fürstliche Ausstattung erhielten. Neben den Gemälden und antiken Gegenständen aus edlem Metall, welche die Wände schmücken, paradiert auch ein hoher, reich verzierter Sandsteinkamin aus der Zeit des Barock.

In dem erst kürzlich einem Neubau gewichenen Hause No. 6 befand sich vor nunmehr einhundert Jahren die „Königliche Lohn-Lakaien-Niederlage“. Und als ein Kuriosum sei noch erwähnt, dass um dieselbe Zeit unter den zehn Hausbesitzern — fünf Wittwen sich befanden.

In der Adlerstrasse waren zur Zeit der ersten Bebauung des „Triangels“ (1678) nur No. 11 bis 16 um den Graben her erbaut. Auf dem späteren Grundstück No. 10, bis wohin sich der Garten hinter dem Hause des Obersten v. Schlabrendorf in der Unterwasserstrasse No. 7 erstreckte, wurde im Jahre 1679 die Poliermühle vom Mühlendamm verlegt und der Graben dementsprechend reguliert.

Zu dieser Häusergruppe, welche anfänglich die Bezeichnung „Beim Holzgarten“ führte, gehört das geschichtlich denkwürdige Haus No. 7, an der Ecke des Durchganges über „Raules Hof“.

Der glänzende Sieg bei Kesselsdorf war errungen, und damit der zweite schlesische Feldzug beendet. Die Berliner vernahmen die Kunde

davon am 17. Dezember (1744) durch den Marquis v. Descouville, welcher abends zwischen 8 und 9 Uhr, gefolgt von vierzig Postillonen mit brennenden Fackeln, seinen Einzug durch das Brandenburger Thor hielt.

Am 28. Dezember kehrte Friedrich der Grosse in seine Hauptstadt zurück. Vom frühen Morgen an läuteten die Kirchenglocken und nachmittags hielt der König in einem offenen Phaeton seinen Einzug. Ganz Berlin war in Aufregung, und unter den Rufen: „Es lebe der König! Es lebe Friedrich der Grosse!“ fuhr der Held dem Schlosse zu. Junge Mädchen streuten ihm Blumen, von den Dächern der Häuser und aus den Fenstern flogen ihm Lorbeerkränze zu. Die glänzende Erleuchtung der Stadt und der Freudentaumel über die glückliche Rückkehr dauerten die ganze Nacht hindurch.

Auch der sonst so stille „Triangel“ blieb von dem allgemeinen Glanze der Illumination nicht ausgeschlossen. Dort, im Erdgeschosse des damals dem Fabrikanten Espagné gehörigen Hauses Adlerstrasse No. 7 (am Durchgange „Raules Hof“), lag im Hinterstübchen ein schwer Erkrankter, schon umfangen von den Schatten des Todes. Auf seinen Wunsch waren von der Schwester die nach der Strasse zu gelegenen Fenster ebenfalls erleuchtet worden, als letztes Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit gegen seinen teuren König . . .

Es war Duhan de Chandun, der einstige Erzieher des jugendlichen Kronprinzen, bis der Zwiespalt zwischen Vater und Sohn ausgebrochen und letzterem der Prozess gemacht worden war. Damals ging auch Duhan seiner Stellung und des Gehalts als Legationsrat verlustig, doch unterstützte ihn der Kronprinz, soweit dessen eigene Verhältnisse es gestatteten, und erfreute ihn auch sonst durch mancherlei Aufmerksamkeiten.

So schrieb er ihm unter anderem, wie er sich unaufhörlich des schönen Zeugnisses erinnere, das Alexander der Grosse seinem Lehrer durch die Erklärung gab, wie er in gewissem Sinne gegen diesen mehr Verbindlichkeiten als gegen den eigenen Vater hätte. Nach der Thronbesteigung ernannte Friedrich ihn zum Geheimen Rat, und am 60. Geburtstage zum Direktor der Liegnitzer Ritterschaft. „Lieben Sie mich,“ so schrieb er ihm gleichzeitig, „und seien Sie fröhlich; dies sind Ihre Verpflichtungen. Leben Sie zufrieden in Berlin, lieber Duhan, und erfreuen sich in Ihrem Alter der Ihrem Verdienste gebührenden Annehmlichkeiten, die das Schicksal Ihnen in der Jugend versagte.“

An jenem Einzugstage, so erzählt Bielefeld, hatte Friedrich den Zustand seines ehemaligen Lehrers in Erfahrung gebracht. Es trieb ihn, den hochgeachteten Greis noch einmal zu sehen, ihm die letzten Augenblicke zu versüssen. Begleitet von dem Prinzen von Preussen und dem Prinzen Heinrich trat er vor das Bett seines alten Freundes.

„Mein lieber Duhan, mein Schmerz ist sehr gross, Sie in dieser Lage zu finden. Wollte Gott, ich könnte etwas zu ihrer Wiederherstellung und zur Linderung Ihrer Krankheit beitragen! Sie würden sehen, wie viel meine Dankbarkeit mit Freuden Ihnen opfern würde.“

„Es ist der grösste Trost,“ erwiderte der Angeredete mit schwacher Stimme, „der mir zu Teil werden konnte, Ew. Majestät noch einmal sehen zu können; ich hoffe nun leichter zu sterben, denn mit mir ist es aus.“ Er machte eine Bewegung, wie um die Hand seines Königs zu küssen.

Friedrich entzog sie ihm, warf ihm einen Kuss zu und schied mit dem Ausrufe: „Nein, das lässt sich nicht länger ertragen!“

Duhan entschlief des folgenden Tages.

Einhundertfünfundzwanzig Jahre waren seit jenem Siegeszuge Friedrichs des Grossen vergangen, als in dem Nebenhause No. 6 der Adlerstrasse aus der Litfafsschen Hofbuchdruckerei die vervielfältigten Depeschen vom Kriegsschauplatze hervorgingen, deren 189., am 2. März 1871 von Kaiser Wilhelm dem Grossen aus Versailles „an die Kaiserin-Königin“ gerichtete lautet:

„Soeben habe Ich den Friedensabschluss ratifizirt, nachdem er schon gestern in Bordeaux von der National-Versammlung angenommen worden ist.

Soweit ist also das grosse Werk vollendet, welches durch siebenmonatliche siegreiche Kämpfe errungen wurde; dank der Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer des unvergleichlichen Heeres in allen seinen Teilen und der Opferfreudigkeit des Vaterlandes.

Der Herr der Heerschaaren hat überall unsere Unternehmungen gesegnet und daher diesen ehrenvollen Frieden in Seiner Gnade gelingen lassen — Ihm sei die Ehre!

Der Armee und dem Vaterlande mit tief erregtem Herzen Meinen Dank.

Wilhelm.“

Wünschen und hoffen wir, dass auch sein Enkel das „grosse Werk“ im fernen Lande siegreich vollende!

F. Nach dem Schluss der Sitzung fand eine zwanglose Vereinigung im Rathauskeller statt.

Kleinere Mitteilungen.

Die Teufelseiche und der Teufelssee bei der „Steinernen“ Brücke (Schlagbrücke). Passiert man von Sumt (bei Birkenwerder a. Nordbahn) kommend, die über die Briese führende „Steinerne“ Brücke und verfolgt den Weg etwa 5 Minuten weiter, so erblickt man in einer Niederung dicht am Wege eine riesige Eiche, die im Volksmunde die Teufelseiche heisst. Eine starke Narbe in der Rinde erinnert uns, dass einst ein Blitz die Eiche traf; glücklicherweise hat's aber dem „Teufelsbaum“ wenig geschadet.

Das in der Nähe im Jagen 174 liegende Bruch war früher — vor 125 Jahren — ein fischreicher See. In alter Zeit soll der Teufel den See mit einem Kahn befahren haben, der für gewöhnlich mit einer langen eisernen Kette an der am Südufer des Bruches stehenden alten Eiche befestigt war. So erzählte eine alte Frau aus Wensickendorf, deren Schwiegervater noch auf dem Teufelssee gefischt haben soll. (Mitgeteilt durch den Königl. Förster Herrn Engel-Wensickendorf.)

O. Monke.

Berliner Volkswitz. Das Haus Berlin N. Müllerstr. 150 ist auffallend niedrig. Die Leute sagen: wenn der Besitzer einmal zu spät nach Hause kommt und den Hausschlüssel vergessen hat, so greift er von der Strasse aus durch den Schornstein und nimmt sich den Schlüssel von der Wand.

Die niedrige Lage des einstöckigen Hauses ist bei der Anschüttung und Neuregulierung der Müllerstrasse entstanden. Der Besitzer erhielt damals eine Entschädigung und man glaubte, er werde nun den alten „Kasten“ abreissen. Es ist aber nichts geschehen, als dass letzterem die Zugänglichkeit von der Strasse aus gesichert worden ist.

M.

Aus **Gustav Partheys**, des berühmten Berliner Verlegers, Jugendzeit.

a) In Gustav Partheys Jugenderinnerungen Bd. I. Berlin 1871 heisst es S. 230: „Der Grossvater Eichmann hatte von seiner Schulzeit her eine Anzahl lateinischer Brocken im Gedächtnis behalten. — Wenn die erste Flasche leer war, so sagte er: Eichmann'n, Du könntest uns wohl noch eine langen! und wenn diese erschien, so folgte der Vers:

Qui bibit ex negis, ex frischibus incipit ille!

Paul hatte einen alten französischen Schmöcker aufgetrieben: Amusements philologiques; darin fand er für den Trinkvers folgende Variante, die ihm richtiger schien:

Qui bibit ex negas — (wer die Neigen austrinkt)

und wagte dies auch an des Grossvaters Tische vorzubringen. Aber damit kam er nicht durch. „Sein Sie still, junger Freund!“ herrschte ihn der Grossvater an, „ich habe in der Schule negis gelernt und damit Basta.“

Anmerkung. Es ist dies eine Anspielung auf das berühmte Lippehnesche Trinkrecht (Jus bibendi Lippehnicum), von welchem folgendes gefabelt wird: Im hochweisen Rat des neumärkischen Städtchens Lippehne war es, wie in vielen anderen Städten Sitte, dass man während der Beratungen ein grosses Glas mit Weissbier herumgab, aus dem zuerst der Bürgermeister trank, dann die Ratsherren secundum ordinem nach dem Alter bis zum jüngsten Wohlweisen. Diesen verdross es nun, dass er, wie bei oberjährigem Bier erklärlich, immer das letzte Bier, die dicke trübe Neige (plattdeutsch Neege) bekam. Er beschwerte sich beim Kurfürsten, der in guter Laune ihm mit dem kichenlateinischen Hexameter antwortete:

Qui bibit ex negas, ex frischibus incipit ille!

(Wer die Neegen ausgetrunken hat, der soll mit dem frischen Bier aus dem nächsten Glase anfangen!)

Die andere Lesart: „Qui bibit ex negis, ex frischibus incipit ille“ (Wer von den Neegen getrunken hat, der soll mit dem frischen-Bier aus dem nächsten Glase anfangen!) kommt auch vor, die erste Lesart scheint mir noch drolliger, noch mehr kichenlateinisch, deshalb ziehe ich sie vor, gebe aber jedem geneigten Leser anheim, sich wie er wolle, selbst zu entscheiden.

E. Friedel.

b) „1806 sprengten französische Reiter in Berlin über den Schlossplatz nach der langen Brücke zu. Der letzte Reiter war etwas zurückgeblieben spornte sein Pferd und dies schlug mit solcher Gewalt aus, dass das lockere Eisen eines Hinterfusses bis gegen das Tuchhändler Hoffmannsche Haus flog und dort hängen blieb. An der Dachrinne mit Draht befestigt, diente es viele Jahre als Wahrzeichen.“ S. 71.

Anmerkung. Parthey irrt sich hier, es handelt sich um einen Kosaken, der im Frühjahr 1813 sich in Berlin hineinwagte und von den Franzosen verfolgt wurde. Das Haus am Schlossplatz No. 12 wurde mit den Nachbarhäusern, um dem grossen neuen Marstallgebäude Platz zu machen, abgebrochen; das Hufeisen ist ins Märkische Museum gelangt und wird dort unter B. VI Nr. 11552 verwahrt.

E. Friedel.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.